German Miscel

Hinter den Kulissen des Krieges

Skizzen aus dem Krieg und gegen den Krieg

von

Dr. Franz Heinemann (Luzern)



Verlag W. Trösch, Olten

Hinter den Kulissen des Krieges.

Dr. Franz Heinemann (Luzern)

Hinter den Kulissen des Krieges

Skizzen aus dem Kriege und gegen den Krieg



Verlag W. Trösch, Olten

Vorwort

„Das rote Lachen“ des Satirs im Weltkriege.

Der Krieg hat auch — Lachsalven —, aber dann fließt von seinen aufgerissenen Mundwinkeln ein Blutfaden herunter...

Und dann bricht er in Lachkrämpfe aus

Wie eine Hysterische.

•

„Jack“, der Aufschlitzer, der vielgenannte und seit Jahren vergessene, geht 1916 wieder um.

Jack, der „Zopfabschneider“ — aber als „Kopfabschneider“.

Jack, der „Bauch-Aufschlitzer“

Mit dem Knicker der Bayern...

Mit dem krummen Messer der Gurkhos...

•

So zittert denn auch das „Rote Lachen“ wie eine Reflexauslösung des Kriegsschreckens in den folgenden Skizzen durch. Bald als ein lustiges Kichern des Wahnsinns, bald als jäher Aufschrei der Wundpsychose.

Aber immer als „Rotes Lachen“, das in einem Seelenkampf blutiger Satire weint über diesen Selbstmord der Menschheit, über das moderne europäische Massen-Harakiri...

Hinter den Kulissen des Krieges.

Der tanzende Tod auf der Bühne.

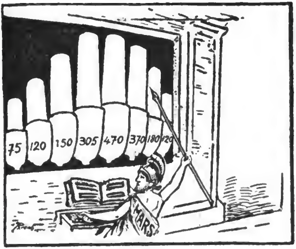
Im Blutmonat Oktober 1915 gastierte auf den neutralen Bühnen der schweizerischen Friedensinsel die kaiserlich-russische und königlich-spanische Hofballett-Tänzerin Comtesse de Villeneuve-la Colette!

„Aase's Tod" als Programm-Nummer. Musik von Grieg. Suffiten und Hintergrund blutrot übergossen. Davor wie ein großes nacktes Menschengehirn ein totgelbes Gewürm seidener aschfahler Stoffhaufen. Darüber ein sterbender schmerzverzerrter Kopf, von einem orientalischen Leichentuch umrahmt...

Dazu die zuckende Musik langsamen Sterbens. Dazwischen das Abdecken und Zudecken des Totentuches. Darunter das Winden und Sichkrümmen des weiblichen Leibes, der in seiner Schönheit nicht sterben kann.

Das Ganze ein nervendurchflochtenes Symbol der Menschheit; das große Weltsterben 1914—17 mit seinen Bajonettstichen und Wundkrämpfen, verkörpert in Aase's Tod.

Wenn eine Zeit fähig war, dieses Schauspiel mit weit aufgerissenen Augen wahrzunehmen und in allen seinen todesgrauen Faltungen und Windungen auszukosten, war es unsere Gegenwart...



„En avant, la musique!“

Beim modernen Totentanz der Schlacht „die Musik voran“! Fällt der Tambour, schlägt das leibhafte Gerippe des Todes mit seinen harten Knöcheln das Kalbfell... Sinkt der Trompeter um, stößt der Tod selbst ins Horn. Aber immer: „Die Musik voran“!

Ende Juli 1915 brachte der Pariser „Supplément du Journal“ die bewegte Szene, die kurz vorher an der französischen Front Flanderns sich abgespielt: ein Zuave bläst sein Clairon zum Angriff. Ein Schrapnell reißt ihm den rechten Arm weg... er aber nimmt die Trompete in die andere Hand und bläst und bläst, bis er sterbend zusammen bricht.

„En avant, la musique!“

Darum sind sie nach 12 Blutmonaten so rar geworden, die Regimentsmusiken! Das tötliche Blei hat hineinmusiziert mit seinem höllischen Konzerte, daß die Trompeten in Stücke zerbarsten und die Musikanten im Aufschrei des Todes ihren eigenen Totenmarsch abbrachen...

„En avant, là musique!“

Darum hat Gustave Tery im „Journal“ vom 10. August 1915 die glühende Bitte nach Musikinstrumenten zugunsten musikloser französischer Regimenter und Bataillone an die Leser weiter gegeben: Das Verlangen, ihnen doch „Musik! Musik!“ in die harmonielose Melancholie der Front zu senden! Von der denkbar schönsten Musik, die sie am sehnlichsten in die tranchées und Schützengräben hineinwünschten, dürften die Soldatenbriefe und Soldatenbitten nichts schreiben: die einzig schöne Harmonie des Friedens. Aber diese paßte zu schlecht zu dem schrill aufschreienden Mordkommando: „En avant, la musique!“

Das rote Choralbuch des Kriegsgesanges.

Der Tod hält ein riesenhaftes altertümliches Choralbuch den Kriegsnationen zum Absingen hin. Als Buchzeichen an breitem Seidenband eine militärische Verdienstmünze. Aufgeschlagene Pergamentblätter. Aber auf diesen glühen statt zinnoberrote antike Initiale und Notenzeichen blutige Hand- und Fingerabdrücke... Die italienische Quelle dieser Allegorie — der „Popolo d'Italia" — deutet dies einseitig als „österreichisches Rotbuch".

Aber ist es nicht das „Rotbuch" aller kriegführenden Länder?...



„Ils vont à la mort avec un chic admirable!“

So rühmt M. Eydoux-Demi als Augenzeuge französischen Heldentums im Pariser „Correspondent“ vom Juli 1915, und das „Journal“ vom 26. Juli druckt dieses Lob freudig ab. Alle kriegführenden Länder nehmen für ihre eigenen Soldaten dasselbe Lob vorweg. Gewiß mit Recht! Die Heeresleitung der verschiedenen Fronten hilft aber auch zu diesem „chic admirable“ des Soldatentodes mit. Durch weise Fürsorge! An allen Schlachtfronten des Weltkrieges — von der flandrischen Küste bis zu den Dardanellen und von den Vogesen bis zu den masurischen Sümpfen und zu den Karpathen — haben nachweisbar erhobene Offiziersrevolver und aufgestellte Maschinengewehre rücklings der eigenen Soldatenreihen nachgeholfen, damit es nur ein Vorwärts gab: die Wahl zwischen der feindlichen oder der eigenen Kugel...

Auch hat man an höherer Stelle für Nahkämpfe mit Bajonett, mit Messer und Zähnen, mit Vorliebe die Dunkelheit gewählt. „Nur in der Nacht war es möglich!“ lauten übereinstimmende Berichte aus verschiedenen Fronten und Heeren. „Dem anzuspießenden Gegner beim Bajonettangriff nicht ins Gesicht, sondern auf die Verwundungsstelle des Leibes sehen!“ lautet die weise Parole des Führers. Nicht ins bittende, schmerz-verzerrte Antlitz, das die tötende Hand lähmen müßte... Nicht mehr auf den Ehering an der gnadeflehenden Hand. Nicht mehr auf väterliche Geste, mit welcher die Todesopfer auf ihre Stufenleiter von Kindern wiesen, die jetzt zu Waisen würden. Wahrlich: „Ils vont à la mort avec un chic admirable!“

Die blutigen Fingerabdrücke des Krieges.

Die plündernden Soldaten machten es — vielen Berichten zufolge — jenen bürgerlichen „Bösewichtern“ nach, von denen die „Frankfurter Zeitung“ unterm 25. März 1915 zu berichten wußte: „Haben doch kürzlich erst Einbrecher Spiegel und Geschirr kurz und klein geschlagen aus Wut, daß sie nichts Mitnehmbares fanden; haben sich an den Scherben die Hände geschnitten und die schönsten blutigen Fingerabdrücke hinterlassen...“

Solcher blutiger Fingerabdrücke hat der Einbrecher und Raubmörder „Krieg“ an allen Fronten zurückgelassen. Ein Feind hat sie vom andern gesammelt, photographiert, in der Presse klischiert und dem internationalen militärischen Verbrecheralbum eingereiht! Voran die Kaiser und Könige, die Präsidenten, die Minister und Diplomaten und die ruhmsüchtigen Spitzen der Armeen. Nicht zu reden von den Geschoßlieferanten, an denen auch Blut klebt...

„Gesundbäder“ — aus Menschenblut.

Warme Menschenblutbäder sind von der antiken und frühmittelalterlichen abergläubischen Arzneikunst — als Spezifikum gegen verschiedene Gebrechen empfohlen und verschrieben worden.

Wie noch heute — — konnten sich nur die Volksbeherrscher diesen Luxus schaffen, um sich von irgend einem Koller auf Kosten so vieler unschuldiger Menschenleben zu kurieren.

Nur schade, daß dieser Koller und das Blutbad-Bedürfnis in der Weltgeschichte immer wiederkehren.

Das „Spezifikum“ der Alten muß am Ende doch ein „Schwindel“ sein! Aber bekanntlich sind die Schwindelarzneien die einträglichsten — für den Rezeptschreiber! Am kostspieligsten und unangenehmsten allerdings für den, der — — zur Blutbad-Mixtur seinen Lebensextrakt hergeben muß.

Aber die Völker sind nachgerade an solche Radikal-Operationen gewöhnt.

Die Toten als Wollelieferanten.

Jetzt — Juli 1915 — ziehen auch die Deutschen ihre gefallenen Helden aus und werfen sie halbnackt in die Grube. Schade, daß diese Einsicht des Sparens an höchster Stelle so spät gekommen, nachdem die Wollsachen und „die wolligen Wochen" als Opferspenden den Bedarf an Stoffen und neuem Feldgrau nicht mehr deckten. Den vielen Hunderttausenden, die mit der vollen Uniform eingebettet worden, hat diese verschwenderische Pietät das Leben doch nicht wiedergegeben. Dem Lande aber hat sie unnötig verscharrte Millionen Geldes gekostet. Wie der Strick des Gehängten wäre die verschlissene lehmgelbe äußere Kriegerhülle manchem Krieger ein „Talismann" gewesen, während vielleicht die verräterische funkelnagelneue Uniform zum Kugelfang seines Lebens wird...

Zumal die knallrote französische Soldatenhose, deren Leuchtkraft weiblichen Entzückens man nicht opfern wollte und deren Krappfarben man vor dem Kriege aus — — Deutschland bezogen.

Die menschlichen Skelette der lebenden Toten.

„Schuß mit Rückenmarksverletzung“! Drei kurze Worte, aber ein monatelanges Sterben. Ein Gestorbensein bei noch lebendem Leibe. Er lächelt, munter wie das blühende Leben... Aber sein Schatten hat ihm das Todesurteil auf die photographische Platte geschrieben. Die Silhouette seines Skelettes.. Phantastisch erschien bei der Röntgenaufnahme ... Knochen um Knochen und Gebein um Gebein. Das Totengespenst ... Unter dem elektrischen Tick-Tack, wie das Pochen einer Totenuhr ... Unter dem intensiven violetten Lichte der Zauberlampe ... Das Geheimnis des Todes zeichnet sich mit schwarzem Griffel ab: da hart am Mark des Lebens lauert das unheimliche Blei. Das Kügelchen des Schicksals, das die moderne Technik in der Werkstätte unserer Zivilisation gedreht ... der Schrapnellsplitter ...

Die uralte Werkstätte des natürlichen Sterbens mit den vorzeitigen Altersgiften, mit dem unerschöpflichen Vorrat von Mikroben, mit all den langsamen und tückischen Krankheitsphiolen genügt der Menschheit nicht. Sie will grausamer, heimtückischer, unerbittlicher sein als die böse Natur. Sie hat den Krieg erfunden: diese physische und chemische Massenkunst des Tötens, diese Staatskunst des rapiden Vernichtens! — —

Wir Heuchler! Wir zaubern künstlich in staatlichen Dunkelkammern die Skelette der lebendigen Toten auf die schwarze photographische Glasplatte, um sie zu retten.

Und wir treiben wiederum mit Staatsgeldern die noch gesunden oder wieder geflickten Knochen zu Paaren und zu Millionenheeren, um sie dann mit den Staatsmitteln von Blei und Eisen und Geschossen aneinander zu zerschlagen ...

„Des cercueils, des cercueils!“

Das Barceloner Satir-Blatt „Iberia“ leistet sich im Jahrgang 1915 einen anti-deutschen „Witz“, der aber einer internationalen Anwendung und Anpassung fähig ist:

Urwüchsige mächtige Stämme eines altflanderischen Waldes werden gefällt: Que va-t-on faire avec tout ce bois? fragt der eine. Der andere antwortet: Des cercueils, ami, des cercueils.. (vergl. „Le Journal“ vom 18. Juli 1915: „Nos forêts en pillage“) — — Wäre der „Witz“ wahr und müßte man die Opfer der Schlachten einsargen, hätten die kriegsführenden Nationen heute wohl keinen aufrechten Waldstamm mehr. Aber die Oberkommandos sind klug genug, das Holz besser zu verwerten.

Noch eine Frage:

Nachdem die Kriegsblätter ihre Leitartikel mit dem Hilferuf: „Des munitions, des munitions!“ monatelang überschrieben, wäre es heute im 18. Kriegsmonat nicht an der Zeit, daß sich ein Blatt zum Mute und zum Ausdrucke aufschwinge: „Des cercueils! Des cercueils!“ Dieser Notschrei würde uns den Frieden näher bringen, als der andere!

„147 mal verwundet."

Der Weltkrieg ist in allem, was er anrührt, gründlich. Wiederholt sind aus den verschiedenen Fronten Verwundete mit 20, 40, 60 Wunden eingebracht worden. Den Rekord errang wohl ein Chasseur vom 23. Bataillon aus Nimes. Wie der „Petit Journal" vom 16. Okt. 1915 meldet, erhielt er — zugleich Vater von 5 Kindern — am 6. Dezember 1914 nicht mehr wie 147 Wunden! Eine davon brachte ihn um ein Bein — dafür baumelte nun die Militärmedaille auf seiner Brust. —

Für alles hat der Weltkrieg in seiner innern Triebkraft einen Ersatz..., selbst die abgeschlagenen Köpfe sind in seinen beiden Jahren immer wieder nachgewachsen, sonst hätte er statt Jahre nur Monate gedauert!

Moderne „Abhärtung“ und „Anfeuerung“ der Krieger.

E. T. A. Hoffmann läßt in seinen Ironien „einen Fürsten allwöchentlich seine Armee durchprügeln, um sie, ohne sie an den Feind schicken zu müssen, an's Geschlagenwerden zu gewöhnen.“ (Vergl. E. Ernst Fritz, „Die Romantische Ironie“.)

Bis zum Weltkriegs-Ausbruch 1914 waren „Soldatenschindereien“ an die Tagesordnung gesetzt — — — um für die Gelegenheit „kriegerischer Abhärtung“ aufzukommen, die in der Friedenszeit mangelt. 1914—1916 ist diese Abhärtung an allen Fronten eine so gründliche geworden, daß das gebesserte Verhältnis zwischen Soldat und Offizier jede weitere Maßregel entbehrlich machte. Das Aufstellen von Maschinengewehren und das Vorhalten geladener Revolver hinter den eigenen Reihen als „Anfeuerungs“-Mittel zum Heldentod gehört nicht mehr zum Begriff „Abhärtung“.

Es zählt mehr zum „Weichmachen“!

Der Rekord des ersten Kriegsjahres 1914/15:

„5 Millionen Leichen und 7 Millionen Verwundete".

Alle kriegführenden Nationen schließen das 1. Blutjahr des Weltkrieges mit einem „Te Deum" der Selbstzufriedenheit ab: wie man in den Friedenszeiten einen Jahrhundertgedanken mit erhebend feierlichen Betrachtungen vergoldet hat. Mit Worten und Phrasen und Zukunftshoffnungen deckt man in dieser schweren Stunde „den großen Toten 1914/15" mit dem Riesenleichentuche zu. Nur das Leben darf man jetzt sehen und preisen. Das den Sieg verheißende übriggebliebene Leben. Es ist jetzt nicht Zeit zur Totenklage. Wo man aber das Grab aufdeckt, zählt man nur die Leichenopfer des Feindes. Das tut so wohl.

So rechnet der „Matin" vom 23. Juli 1915 heraus, daß die Verluste der Deutschen bei Notre Dame de Lorette fünfzehn Schlachten von Marengo aufwiegen. Die Schlacht an der Yser das zehnfache von Jena. Daß die Kämpfe an der Marne mehr deutsche Opfer forderten als Waterloo, Froeschwiller, Rezonville und Saint Privat zusammen. Daß die Angriffe der Armee des Kronprinzen auf Verdun in den 6 Monaten der Winterschlachten 1914/15 mehr Tote verschlungen als die Revolutionskriege.

„Und nichts gestattet uns auch nur annähernd abzuschätzen, was die seit 11 Monaten in Ostpreußen, Polen und Galizien gelieferten schrecklichen und mörderischen Schlachten geleistet in ihrem Bestreben, möglichst viele Leben zu Kadavern zu machen." . . . „In Frankreich und in Rußland sind die preußischen, sächsischen oder bayerischen Regimenter nicht mehr zu zählen, die nach so vielen Anläufen mehr als 250 Prozente ihres tatsächlichen anfänglichen Bestandes eingebüßt." . . . Alles in allem, meint der „Matin" habe der, welcher den Brand des Weltkrieges entfacht, als Totenrekord des 1. Jahres (1914 auf 1915) „mehr als 5 Millionen Leichen und gegen 7 Millionen Verwundete auf dem Gewissen."

Die Millionen-Revue der Gefallenen.

Ein „Mathematiker" hat sich in den „Basler Nachrichten" im August 1915 als Erinnerung an das 1. Kriegsjahr die Mühe genommen, die Millionen Toten der Massengräber wieder auszugraben, in Reih und Glied zu stellen und die Länge ihres Parademarsches nach Kilometern zu bemessen. Vielleicht um einen Maßstab zur Auswahl des Revue-Platzes für das jüngste Gericht zu schaffen!

Hier das rechnerische Resultat:

„Die Zahl der Gefallenen wird je nach Horizont und Quelle des Statistikers verschieden angegeben. Die Gesamtzählung schwankt ungefähr zwischen drei und fünf Millionen. Nehmen wir die Mitte: rund vier Millionen Tote! Wir versetzen uns in Gedanken zurück in den Zeitpunkt, wo diese vom Schnitter Tod hingemähten gewaltigen Scharen noch lebten, und sehen vom Fenster aus oder unter der Haustür zu, wie sie kampfesfroh, in regelrechtem Zuge, zu vieren marschierend, in's Feld rücken: ein unabsehbarer Zug! Eine Stunde, zwei Stunden vergehen; unsere Sinne werden erregt und müde von dem eintönig gleichmäßigen, unaufhörlich vorüberwogenden Marschierbilde; eine dritte Stunde, wir ziehen uns etwas zurück und suchen Erholung von den übersättigenden Eindrücken, und doch sind erst 50,000 vorbeimarschiert, also erst die Vordersten. Inzwischen wogt das Millionenheer weiter an unserer Tür vorbei; es wird Mittag, Abend: 200,000 Mann. Ermattet legen wir uns zur Ruhe, während das nächtliche Marschbild sich drunten

unverändert, unerbittlich fortsetzt, bis nach Ablauf von 24 Stunden 400,000 Mann vorüber sind: der zehnte Teil der dem Tode geweihten Schar. So müßten wir, wenn unsere Sinne und Kräfte ausreichten, zehn volle Tage und Nächte Zeuge sein, bis endlich die vier Millionen ihren Todesmarsch an uns vorüber vollendet hätten: ein Heereszug von mindestens 1000 Kilometer Länge! Wohin? Zur Schlachtbank! sagt ein Antimilitarist; auf den Altar des Vaterlandes! spricht der Patriot."

Die Schlachtbank — — ist grausam. Der Altar des Vaterlandes — — unersättlich . . . und seine Hohenpriester rufen unermüdlich: „Schafft Kanonen! Schafft Munition!" Aber die lautesten Schreier bleiben am weitesten vom Geschütz fernab!



Erntemond.

Zeichnung von L. D. Bradley aus „Der Weltkrieg und die Schweiz".

Rauchende Menschenhaufen als Brandopfer der Kriegsgötter.

In einem Maße, wie es dem feuerglühenden Menschenfresser Moloch nicht vergönnt war, sättigt der Weltkrieg die brandopferhungrigen Nüstern der modernen Kriegsgötter. Das 19. Jahrhundert begann diesen Rekord kriegerischer Brandopfer zu schlagen, der seither stets gesteigert worden: 1814 verbrannten die Deutschen auf dem Schlachtfelde von Montfaucon 4000 eigene und feindliche Menschenleichen als riesige Fleischpyramiden . . .

1870 säuberte und „gesundete" der belgische Chemiker Créteur mittelst Feuer die Kampfebenen von Sedan. Wie Créteur 1876 dem „Congrès international d'hygiène et de sauvetage" in Brüssel mitteilte, waren während 4 Monaten 250 Arbeiter nötig, um das Schlachtfeld von Sedan zu sanieren.

1904 verbrannten die Japaner in den Schlachten der Mandschurei 70,000 Kadaver.

1914 im Hochsommer und wieder 1915 im Hochsommer ist das Hekatombenbrandopfer zuerst auf deutscher Seite organisiert worden: die Hochöfen von Cockerill in Seraing und die Kalkbrennereien der Vorstädte von Löwen und Brügge flammten und rauchten Tag und Nacht in diesem Opferdienst und sandten ihre Rauchsäulen gen Himmel. Lange traurige Eisenbahnzüge voll tausender blutleerer und toter Passagiere führten diesen Flammenherden ununterbrochen neue Nahrung zu. Der „Petit Parisien" vom 29. Juli 1915 blickt fast neidisch auch auf diese „invention allemande de trains macabres!"

Wohltätige Grausamkeit gegenüber Bauchschuss-Verwundeten.

—

Amtliche Anleitung für Bauchschusskandidaten.

In den Treibhäusern künftigen Weltkrieg-Heldentums, in den staatlichen Militärlyceen und Kriegsschulen und allen den Brutanstalten des Kanonenfutters sollte ein amtlicher Anschlag über die Chancen der Heilung der Bauchschüsse rechtzeitig, d. h. schon zur Friedenszeit, aufklären und das Hauptgebot bekannt geben: Gib keinem durch Bauchschuß Verwundeten in den ersten 48 Stunden zu essen oder zu trinken, auch wenn er dich noch so darum bittet.

Dann, wenn jeder das wüßte, gäbe es weniger Sterbende, die mit geballter Faust und einem Fluche ihr Heldentum abschließen. Mit einem unverstandenen Fluch über den Wundarzt oder Sanitätssoldaten, der dem fieberglühenden Mund den heißerbetenen Schluck Wasser verweigert.

Lassen wir einen deutschen Militärarzt selbst seine Seelenpein schildern, der mißverstanden einem Franzosen den Liebesdienst aus Gewissenspflicht verweigern mußte:

„Hüte dich, daß du sie nicht triffst, die armen Zerschossenen, die man hier zusammengetragen. An der Mauer lehnen sie in blauen Röcken, auf denen das Blut zu rotbraunen Krusten sich verbacken hat, das blasse Haupt vornüber geneigt. Die stieren Augen sind auf dich gerichtet, die Lippen scheinen zu lispeln, à boire tönt es dir ans Ohr, und mehr als einmal beugst du dich hilfreich herab. Und wirst dann mehr als einmal gewahr, daß

der da nicht mehr zu trinken wünscht, sein Mund ist stumm, seine Hand eiskalt.

Aber der Nachbar hat es gerufen, jetzt hast du es deutlich gehört, und schon zuckt deine Hand nach der Feldflasche. Da siehst du, daß er einen Bauchschuß hat, und dein ärztliches Gewissen siegt über dein Samariterherz. Ihm darfst du nichts zu trinken geben; aber er versteht dich nicht, als du es ihm erklärst; er hält dich für einen Barbaren. Und in Todesangst weiten sich seine Augen und bohren sich in dich hinein, mit einem Ausdruck von Vorwurf und Schmerz. La tradutta gente." (Dr. Gerhard Hahn, Totentanz 1914/1915. Leipzig, S. Ambrosius Barth, 1915, S. 22.)

„Mir geht es bis jetzt ganz gut…“

So schrieb mancher Feldgraue im Augenblicke, wo ihm eine Kugel die Feder oder den Stift vom Briefe wegschleuderte.

In der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 95 vom 6. April 1915 steht zu lesen: „In Hardzer bei Pilsen kam vor einigen Tagen, wie die „Arbeiter Zeitung“ erzählt, bei den Angehörigen des Landwehrinfanteristen Anton Suß folgende Feldpostkarte an: „Liebe Eltern und Geschwister! In bester Gesundheit schreibe ich euch ein paar Zeilen. Mir geht es bis jetzt gut . . .“ Hier bricht die Karte ab und es folgt dann mit anderer Schrift folgende Mitteilung: „Euer Wohlgeboren! Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß diese Karte bei Ihrem Sohne und Bruder gefunden wurde, der heute am 21. März den Heldentod bei einem Gefecht gefunden hat. Ikrana, Feldkurat; Dr. J. Folprecht, Regimentsarzt.“

„Eisen und Blutarmut."

Sonst in der Friedenszeit „verarbeiteten" Wissenschaft und Technik das Eisen in allen denkbaren chemischen Prozessen des Lösens und des Bindens: alles das, um das menschliche Blut zu verstärken, zu verbessern, zu ergänzen.

Jetzt — seit 12 „Blutmonaten" schon geht der Ruf in allen Laboratorien und Ministerien der Welt nach Eisen und wieder nach Eisen und nach „noch mehr Eisen": um mit seinen ausgegossenen Kugeln und verarbeiteten Sprengstücken den Menschen die Adern zu öffnen. Aufzureißen in explosiver Gewalt zum Verbluten.

Daher die Blutarmut und die Eisennot der kommenden Friedenszeit.

„Gesunde Schlachtfelder.“

Im September 1914 brachte eine amtliche Havas-Depesche die Meldung, daß zur Gesundung! („asainement“) der Schlachtfelder die Pariser Feuerwehr aufgeboten worden sei. Die führenden Pariser Blätter bedauern durchweg im Interesse der Vermeidung von Pest und Cholera den oberflächlichen Handbetrieb der Massentotengräberei und Wasenmeisterei. England und fast gleichzeitig Deutschland waren besser daran. Deren Kriegsfürsorge hat auch die Schlachtfelder voll Menschen- und Tier-Kadaver voraus „gesehen“ und einen patentierten Riesen-Motorpflug an die Fronten gebracht, der automatisch nicht nur Schützengräben, sondern auch Schützengräber in beliebigen Flächen aufwirft.

Aber auch die Franzosen und Russen wußten sich rasch zu helfen. Sie brachten ganze Pferdekadaver in die Erdtrichter, die von den Geschossen der feindlichen 42iger und 86iger Mörser aufgerissen worden.

Ohne zu wollen, leistete so die deutsche und österreichische Technik dem Gegner... Totengräber-Handlangerdienst.

Europa darf sich auf die Tiefenwirkung der Höhe seiner Technik etwas einbilden!

Der Instinkt der Erde.

Motto: „Demain sur les tombeaux
Les blés seront plus beaux!"
(Schlachtgesang der Camelots 1915.)

Die Erde verschluckt mit weit aufgerissenem Rachen Millionen steifer kalter Menschenleiber ....

Aber sie ist nicht undankbar für diesen Menschendünger. Sie schießt aus tausend Poren ihres erquickten Leibes grüne Gräser und bunte Blumen empor. Ein farbiges Jauchzen als Wiedererwachen der verscharrten Toten.

Und ein Jahr später geht als Dank für diese Mastung die Brotfrucht auf.

Das Brot der Erde... Aehren in doppelter Schwere.

Aber die Aehren sind vornüber gebeugt. Wie Trauernde.

Dieses Brot ist zu teuer erkauft.

So sorgt der Instinkt der Erde, daß nichts in der Welt verloren geht.

Schon ein Jahr nach der Schlacht von Waterloo — so erzählt ein englischer Reisender — konnten die flandrischen Bauern ihm sagen, wo Krieger der Völkerschlacht in größern Haufen verscharrt worden: die Aehren in doppelter, dreifacher Frucht brachten das Geheimnis ans Licht. Noch mehr, sie verrieten, wo die feisten Leiber der gutgenährten Deutschen lagen... Und wo die Pferdekadaver...

Jetzt — hundert Jahre später wird wiederum die Kriegsfrucht aufsprießen als Brot des Friedens.

Deutsche, Engländer, Franzosen.

Ob der Instinkt der Erde verstehen wird, die schwarzen Singalesen und die braunen Turkos — — als dunkles Roggenbrot uns zu servieren?

Der Kadaver-Instinkt der Krähen.

In Deutschland und anderswo fiel schon im Herbst 1914 und wieder im Frühjahr 1915 die Abwesenheit der Krähen auf. Sie waren nach den Schlachtfeldern verzogen. Nachforschungen ergaben die Richtigkeit. Der Instinkt der Krähen hatte sie nach dem Osten und nach dem Westen ausschwärmen lassen. Von vielen hundert Kilometer her weitab hatten sie Witterung für die Kadaver der gefallenen Menschen und Tiere erhalten.

Die Vorsehung hat den Krähen bekanntlich eine schnelle Verdauung als Morgengabe in die Wiege gelegt, weshalb sie sich immer so gefräßig und hungrig geberden. Sehr unbequem in der hartherzigen rauhen Friedenszeit, sehr bequem in der kadaverreichen krähenfreundlichen Kriegszeit. Reicht doch die Zeit zwischen den Schlachten oft nicht, das Krähenfutter rechtzeitig einzuscharren. Das haben die Krähen an Stelle der Totengräber besorgt und die Armeeleitung darf ihnen Dank wissen: sie haben in der heißen Jahreszeit besser als die Sanierarbeit der Pariser Feuerwehrleute Seuchen verhindert!

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar — — gehen sogar durch den kurzen Darm der Krähenschwärme.

Krüppel als Geschossfabrikanten.

Der englische Doktor Thomas Oliver schlägt in der englischen medizinischen Fachschrift: „The Lancet" vom Juli 1915 vor, die Krüppel, die von der Front mit Verlust von Gliedern ins Innere des Landes geschafft worden, weiterhin im Interesse des Krieges zu verwenden: und zwar bei der Herstellung von Granaten und Schrapnells! — Vergl.: „Le Journal, 19. Juli 1915.

Das rotglühende Eisen der „marmites", an dem sie zeitlebens sich verbrannt haben, sollen sie von Staatswegen jetzt in die einzige ihnen verbliebene Hand nehmen! Mit dem einzigen Fuße den Schleifstein drehen, der die schneidenden Metzgermesser für das europäische Schlachthaus wetzt...

Der Krüppel als Mörsergeschoss.

Das Madrider Blatt „Imparcial" bringt eine im Pariser „Journal" vom 2. Juli abgedruckte Karikatur betitelt: „à la rigueur!" Ein arm- und beinloser Krüppel als Rest einer artilleristischen Mörser-Geschoßbedienung meldet sich beim vorgesetzten Hauptmann als „untauglich zu jedem Dienst".

„Mit nichten," meint der Obere. „Bei Munitionsmangel können Sie noch als Geschoß dienen." Neben dem lebendigen „Fragment" hat aber der Zeichner noch zwei verbliebene Mörsergranaten hingestellt, die vorerst daran kommen, aber dem Krüppelrumpf zum Verwechseln ähnlich aussehen.

„Tod oder Totentanz — Guter Absatz gewiss!“

Wer noch zweifelt, daß an den Fronten der Tod und blutiger Tanz — — Trumpf sind, dem sagt es unter obigem Stichwort ein Verlegerinserat im Novemberheft 1914 „Neue Kunst“. Hans Goltz (München) schreibt: „Ich bitte alle Künstler (Graphiker), welche das Thema Tod oder Totentanz behandelt haben, um Ansichtssendung. Guter Absatz gewiß!“

Ja gewiß! Das wissen wir heute, zwei Jahre nach diesem Inserate, daß die besten Geschäfte neben den japanischen und amerikanischen Munitionslieferanten — — der Tod selbst gemacht hat.

Er hat — — rasenden Absatz gefunden. Die Reklame macht die verfeinerte Technik des Krieges mit ihrer Präzision.

Die Frauen mit nächtlicher Ueberarbeit in den Munitionsfabriken der kriegführenden Länder selbst gossen die Kugeln und die Granaten, mit denen sich wechselseitig ihre Gatten erschlugen.

Wahrlich „Tod, wo ist — — dein Stachel!“ —

Sprechende abgeschnittene Köpfe...

Pariser Blätter erzählen 1915:

Ein schwarzer verwundeter Singalese bringt ins Lazarett ein Etwas mit.

Etwas Unbekanntes...

Im Brotsack.

Umklammert ängstlich dieses Etwas. Tagelang. Wie man etwas hütet, das einem hoch und heilig ist. Aber dieses Etwas hauchte einen widerlichen Geruch aus. Unerträglich!

Um so krampfhafter umschlang er es. Gab es nicht los. Wehrte sich wie ein Toller... bis die Chloroformmaske ihn wehrlos machte.. Da löste sich die verkrampfte Hand — — aus dem Sacke — — fiel — — der abgeschnittene Kopf eines Deutschen...

Die Augen verglast. Der starre Mund offen. Weit offen zum Sprechen. Vielleicht zum Schreien. Vielleicht zur Anklage unseres zivilisierten 20. Jahrhunderts...

•

Wie dieser Wilde umklammert auch sie, jene halbwilde Orientalin, einen männlichen Kopf: Johannes' Haupt. Salome. Im Bühnenmonolog. Mit starren Augen. Mit zuckendem Mund. Umfächelt mit ihrem Hauche die versteinerten Züge des Täufers. Mit ihren Wohlgerüchen. Will ihn warm küssen. Lebenswarm. Saugt ihm den kalten Schweiß von der toten Stirne. Den erstarrten Odem aus dem nassen Haupthaar. — —

Umsonst!

Umsonst der Ergasmus ihrer Liebestollheit...
Umsonst der Herzensschwur...
Umsonst der Liebesfluch...
Umsonst der Kopf...

Wie Salome schleichen Nacht für Nacht braune nackte Leiber an den Feind sich heran. An Flanderns Fronten.
Katzenartig, wie Salome.
Rachegierig, wie Salome.
Greifen mit braunen Händen nach solchen Köpfen...
Wie Salome...
Der erste Morgenschimmer beleuchtet die braunen Katzen und in ihren Krallen abgeschnittene Köpfe...
Sie spielen mit ihnen wie Salome...
Die Beute stiller Nächte.
Aber die Köpfe reden, reden...
Reden wie das stumme, bleiche Haupt Johannes'...

Geschossministerium, Krüppelheime und Waisenhäuser seit dem Wonnemonat Mai 1915.

„Munition! Munition! Munition!“ schreien alle Kriegsminister der kriegführenden Nationen in die Welt hinaus! Nummer für Nummer steht als Titelkopf führender Zeitungen: „Munition! Munition! Munition!“ — —

„Brot! Brot! Brot!“ wimmert das Echo unglücklicher Völker aus allen Erdenwinkeln nach!

„Des canons! des munitions!“ kann man jetzt täglich in Fettdruck am Kopfe französischer Zeitungen als Forderung des nationalen „Ministère des Fabrications militaires“ lesen (vergl. „Le Journal“ vom 6. und 11. Juli 1915, je die Leitartikelköpfe).

Aber es ist ein Vexiertitel: hält man die Zeitung gegen das Licht, steht in Rotdruck ebenso groß und fett zu lesen:

„Orphelins! Mutilés!“

„Kanonenfutter".

Manuel Devaldes hat 1913 wie in einem Ahnen der Zukunft im Pariser Verlag der „Génération consciente" eine Massenflugschrift mit obiger Aufschrift erscheinen lassen. Seine These gipfelt in folgender Genealogie des Krieges:

Die Vermehrung des Menschengeschlechtes zeugt ein Mißverhältnis der Existenzmöglichkeit. Die mangelhafte Existenzmöglichkeit zeugt den Expansionsdrang. Der Expansionsdrang zeugt den Krieg — — also verhindern wir die Ueberproduktion von menschlichem Kanonenfutter.

So Devaldes.

Aber schon hebt der Staat den Polizeistock höher gegen jede Betonung des praktischen Malthusianismus. Mehr denn je wird die Kinderbeschränkung in den dezimierten Monarchien als ein Verbrechen am Imperialismus betrachtet werden; denn er lebt vom „Kanonenfutter".

„Erschlug mein Sohn den Deinen?“

fragt aufgeschreckt Caval Ring in der englischen Arbeiterzeitung „Labour Leader“ vom 3. Juni 1915. Sie richtet diese gereimte moderne Totenklage „von einer Mutter — — — an eine Mutter in Feindesland“. Dieses neueste poetische Echo zu Lissauers „Haßgesang“ tut wohl. Auch daß eine deutsche Uebersetzerin das englische Original nachgefühlt!... daß ein führendes Blatt, wie die „Frankfurter Zeitung“ ihr eine Zufluchtstätte gewährte.

Das alles an den heißen Schlachttagen. In den Stunden, wo zu jeder Minute und jeder Sekunde der Sohn irgend einer Mutter den Sohn irgend einer andern „im Feindesland erschlug“.

„Erschlug mein Sohn den Deinen?“

•

„Verzeih, verzeih. Wir haben ja gemußt!“

Dieses „gemußt“ darf hier als Reimverlegenheit entschuldigt werden. Aber nicht als Lüge des modernen öffentlichen Gewissens. Oder besser: bei der Kollision der privaten und der staatlichen Moral.

„Verzeih, verzeih! Wir haben so gemußt!“ stammelt fast wortlos die stammverwandte Angelsächsin über den Kanal hinüber: zur germanischen Mutter.

So muß auch die deutsche Mutter nach England hinüber rufen: „Verzeih, verzeih! Wir haben ja gemußt!“

Sohnlose Mütter. Tausende hier. Tausende dort. Sie alle „haben gemußt"... Aber diese Notlüge bringt keiner den Toten wieder... Die Lüge bleibt...

Klafft wie eine Todeswunde...

Klage von unten...: erschlug mein Sohn den Deinen...

Anruf von oben: Gebäret, Mütter, gebäret neue Söhne . . .

Fleischeshungrig... der nimmersatte Staat. Trostlos schließt Caval Ring ihre Totenklage:

„Und ewig brennt in seiner Hand das Mal
Das Mal von deines Sohnes Blut so groß!"

„Das Vergnügen der Amputation“.

Fenimore Cooper bringt in seiner „Episode des Amerikanischen Krieges“ vom Jahre 1780 (Bd. 1) folgende Dialoge aus dem Leben zwischen einem Kriegsverwundeten und seinem Feldarzte:

Chirurg: „Ah! Nur ein Fleischschuß! Der Knochen ganz! Ein Glück, daß Sie in die Hände eines alten Praktikers gefallen, sonst wäre es um Ihren Arm geschehen!“

Verwundeter: „Wirklich? Ich habe die Verwundung nicht so schwer geglaubt, daß ...“

Chirurg: „O, die Wunde ist nichts! ... aber dieser Arm und das Vergnügen am Amputieren ... das könnte einen Jüngern reizen ...“

Verwundeter: Vergnügen? Wem könnte es gefallen, einen Nebenmenschen zu verstümmeln ...“

Chirurg: „Mein Herr! Eine wissenschaftliche Amputation ist immer eine schöne Sache ...“

Diese alte Geschichte ist auch jetzt wieder neu. Die französische Presse will nicht verstummen im Hinweis, daß die konservative französische Heilmethode den deutschen Schwerverwundeten ihre Arme und Beine gelassen habe, während ... Die Tatsache, daß es auf einen Austauschzug Schwerverwundeter von Frankreich nach Deutschland drei gleichzeitige Krüppelzüge von Deutschland nach Frankreich traf, wird für die Berechtigung dieses Aufschreies ins Feld geführt! ... wenn man nicht diskutieren will, ob Deutschland vielleicht doch im gleichen Ver-

hältnis weniger Schwerverwundete zu beklagen habe... Die Wogen dieser schmerzlichen Anklage Frankreichs an die forsche, draufgängerische deutsche Chirurgie dürften sich glätten, seit 1915 in der Schweizer neutralen Presse bekannt wurde, ein angesehener Schweizer Chirurg habe an seine weitere freiwillige Mitarbeit in einem französischen Lazarette die Bedingung geknüpft: „Weniger unnötig abgeschnittene Arme und Beine!"

Kriegsgebete einst und jetzt.

Die Heiden riefen den Gott des Blutvergießens an, um den Sieg über die Feinde zu erringen.

Die modernen Christen beten zum Gott der Liebe, damit er blutig unter den Mitchristen dreinhaue.

Die Alten waren folgerechter, ehrlicher. Schon Heinrich Zschokke schrieb 1840: „In den christlichen Kirchen ruft man das heiligste Wesen zum Beistand im unheiligsten Geschäft an; den ewigen Vater aller rufen seine Kinder gegenseitig zur Hilfe, einen Teil seiner Kinder morden oder plündern zu können. — („Kriegsgebete“, Gesammelte Schriften, 36. Teil.)

Aufrichtig waren die Juden im alten Testament: Jahve war ihnen die Ausgeburt aller menschlichen Stärke und Schwäche. In seinem Namen wurde daher getötet und geschändet. Aufrichtig waren die alten Deutschen. Im Gebete der Sachsen gegen „Karl den Schlächter“, wie sie Karl den Großen schlankweg nennen, verspricht die im Archiv zu Goßlar verwahrte altsächsische Gebetsformel dem Blutgott Wodan für den Sieg einen Auerochsen, zwei Schafe, und auch werde man ihm zu Ehren alle Gefangenen auf dem heiligen Harzberge schlachten. —

„Du verstehst das Töten nicht... so muss man das machen!“

Im Feldzug 1859 standen bei einem Bajonettangriff ein Oesterreicher und ein Zuave sich gegenüber. Der Oesterreicher zögerte einen Augenblick zuzustoßen, wie in Reue versteinert. „Dummkopf!“ rief ihm der Zuave zu und schob das Bajonett des Gegners weg und sein eigenes mit beiden Händen dem Oesterreicher in den Unterleib... „Dummkopf! Du verstehst das nicht — s o muß man es machen.“ (Dupasquier H., Le crime de la guerre. Paris 1873. S. 116.)

In den ersten Bajonettkämpfen des August 1914 gaben sich die verheirateten Gegner instinktive Zeichen, die um Schonung baten; sie zeigten nach dem Berichte von Augenzeugen die Eheringe oder gaben mit Handzeichen gegenseitig sich als Väter zu erkennen, für die Kinder Pardon erflehend... Aber die Geschonten wurden von den hintern Reihen doch angespießt, und das Handwerk des Tötens lernte sich bald so gründlich, daß es keinen Pardon mehr gab.

Der „Camarade“ stieß den „Kamerad“ nieder und umgekehrt nach dem Rezepte des Zuaven von 1859: „Wer zuerst zustößt, gewinnt...“

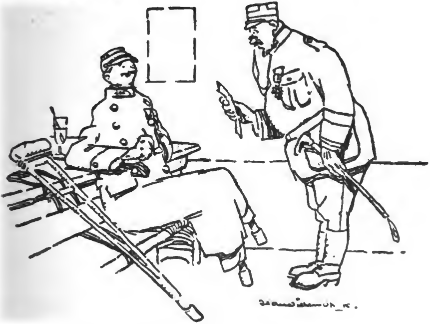
„Man kann nicht mehr als zwei Beine verlieren!"

Der französische Zeichner Villemot stellt wohl zur Gewissenserforschung für alle „Drückeberger" im „Journal" vom 28. Juli 1915 ein Zwiegespräch zwischen einem beinelosen Krüppel und seinem Hauptmann im Bilde unter dem Titel „Un exigeant" dar:

„Voyons, mon brave," sagt der Hauptmann, „Du hast schon beide Beine verloren und einen Arm und willst wieder an die Front?"

„Gewiß! Herr Major! Jetzt bin ich doch sicher, daß ich weniger als die andern zu verlieren habe! . . ."

Aber man kann auch zwei Arme und zwei Beine und dazu den Verstand verlieren, wie so viele unselige Fälle aus den Fronten beweisen.



Wer dem andern eine Grube gräbt.

Die List ist die Milchschwester des Krieges. Der Weltkrieg erhob sie zu seiner Mätresse. Er gebraucht sie wann und so oft es ihn gelüstet. Gelegentlich kehrt sie diese Aufmerksamkeit in Rache um und erwürgt den Zudringlichen ...

Die List flüstert: Ziehe den toten Feind aus. Lege Dir seine Uniform an. Mische dich unerkannt unter „Deinesgleichen" und töte sie nach Soldatenpflicht ...

Aber der Zufall wollte auch schon, daß die Verkleideten von ihren eigenen Truppen aufgestöbert und „abgestochen" wurden.

Die amerikanischen Blätter „Cincinnati Enquirer" vom 10. Mai 1915 und nachher die „New-York Times" berichten, der Schiffsraum der Lusitania habe 250,000 Pfund Zinntetrachlorid in Fässern enthalten, dessen „sehr beißender und betäubender Geruch" — zu Gasbomben — für die französisch-englische Frontlinie bestimmt war. Zur Erstickung der Deutschen. Der Mensch denkt — der Zufall lenkt: das Metallgewicht der Ladung zog das torpedierte Schiff mit seinen amerikanischen Passagieren rettungslos rasch in die Tiefe. Aber zuvor sandte es ihnen die — für Deutschland bestimmten — Giftdämpfe jenes amerikanischen Chlorpräparates zu.

Zu Beginn des Krieges waren die französische Turpinitbombe und die englische Lidditgranate der Schrecken der Deutschen. Zuerst wiesen diese auf eine unerlaubte Kampfweise hin, dann antwortete die deutsche Kriegsleitung mit einer andern Giftwaffe: mit einer ausgebildeten Technik des Gasangriffes.

Mit systematischer Massenvergiftung. Nun der Schrecken beim Gegner; aber bald jubeln die amtlichen Berichte der englischen und französischen Fronten Woche für Woche von Gasschlachten, bei denen der Wind umgeschlagen und die Angreifer selbst erstickt habe. — Endlich sind auch die Engländer zur Taktik des Gasangriffes übergegangen.

„An dem Gliede, mit dem Du gesündigt . . .“

Tod und Teufel in der Kriegstrommel...

„In einer Kriegstrommel lauert der Teufel und der Tod“, schrieb Max J. Jungnickel im „Zeitgeist“ vom 4. Januar 1915 in der eindruckstarken Skizze „Unser Trommler.“

Die Berichte aus dem Weltkriege geben ihm recht.

Erst „der Teufel“: Er hockt kichernd zwischen dem doppelwandigen Zwerchfell von Kalbleder. Schlägt den Tackt zum Paradeschritt, der das Mädchenherz entzückt. Aber auch zum Sturm ...

„Erst der lockende Teufel! Dann der grinsende Tod“: er klappert mit den Knöcheln am donnernden Fell, bis er es durchschlagen. Windet aus seinem Käfig sich los. Packt den Trommler an der Gurgel. Würgt ihn zu Tode. Trommelt nun selber den stürmenden Soldaten ihren Totentanz ... Trämm — — trämm — — trämm — — trämm ...



Fuchshetzen und — — Menschenjagden.

Die Großen der Erde haben immer die „freundnachbarlichen" Länder — — als Jagdreviere ihres privilegierten Kriegssportes betrachtet. Als Domäne des Treibens und Hetzens, des Niederknallens und Abstechens. Das edle Wild war dabei immer der — — Mensch. Nach dem alten Muster der höfischen Treibjagden und Fuchshetzen galt es, mit Hilfe ergebener Trabanten dieses Wild zur Strecke zu bringen und auf Leibespyramiden zuckenden und angeschossenen Fleisches stehend, die eigene Größe zu bewundern. Der Blutstrom ringsum verfärbte die „Gloriola" des Gottesgnadentums mit purpurrotem paradiesischem Schein.

Dieses Thema: Von der Fuchshetze zur Menschenjagd und Völkerschlacht ist ein psychologisches Problem, das nach dem Weltkriege einer wissenschaftlichen Doktorarbeit würdig wäre. Aber welche staatliche Fakultät wagte es, diese Dissertation aus der Taufe zu heben und ihr Pate zu stehen?

Die Marionettenspieler des kriegerischen Bluttanzes.

Der aufgeklärte Berner Literat J. G. Heinzmann berichtet in seinem „Bürger-Journal“ v. J. 1791 („Lesebuch zur Erweiterung der gemeinnützigen Aufklärung“), wie man „vor 200 Jahren in der Schweiz die Marionettenspieler verbrannt — — als Teufelskünstler . .“ „Wir wissen (1781), daß die Bewegung dieser Figuren durch Draht geschieht, der bei Nacht unsichtbar ist . . .“ So Heinzmann.

Aber wir wissen heute — 1915 — noch nicht, daß wir alle in Händen von „Teufelskünstlern“ solche Marionetten-Figuren sind, die an unsichtbarem Faden tanzen. Den blutigen Kriegstanz tanzen . . .

Die in der französischen Revolutionsbewegung geköpfte aber heute wieder mit hundert Köpfen nachgewachsene „Zensur“ verbietet zu sagen, welche Teufelskunst diese unsere Lebensfäden in unsichtbaren Händen dreht. Wenn wir es wüßten, würden wir vielleicht doch uns aufraffen, die „Urheber dieser Teufelskunst“ . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

aber schon schneidet die Schere der Zensur unsern Gedankenfaden ab. Die Menschheit verliert dabei nichts . . . sie will ja tanzen, den Bluttanz tanzen . . .

Der Tod, der sich duzen lässt.

„La mort tutoyée", so schrieb ein Franzose aus der Front, der ihm in's Auge gesehen. Nämlich der Tod der Poilus. Der seit Monat und Tag mit den Kriegern des Schützengrabens auf vertrautem Fuße steht. Der Tod, der hier zu Hause ist. Der in den Schützengräben, in den „bombensichern" Unterständen, in den Feldlazaretten aus und ein geht, ohne anzuklopfen. Der Tod ist ein Massenartikel geworden. Seine Bläße erschreckt nicht mehr. Seine Steifheit und Starre auch nicht. Das Maschinengewehr, das die tötenden Kugeln verarbeitet, ist zur „Kaffeemühle" karikiert. Die Granate zur „Sardinenbüchse", die hier und dort zu Füßen fällt. Moderne Witzblätter haben ihre Titel-Bezeichnung von diesem geflügelten ehernen Todesboten angenommen: „Der große Brummer" oder: „le 120", „le 75".

Der Tod ist intim, ja ordinär geworden. Er, der gefürchtete Herr läßt sich duzen. Aber zu wem er „Du" sagt, dem nimmt er zugleich den Lebensatem.



Hungerdiät vor dem Bajonettangriff.

Professor Peter Bergell kann über die „Errungenschaften" der deutschen Kriegsheilkunde im Feldzuge im „Berliner Tageblatt" vom 2. Febr. 1915 fast nur Erfolge hervorheben. Mit Ausnahme der Bauchverletzungen durch Schuß und Bajonett.

„Trostlos", lautet da der Bericht der Chirurgen aller Fronten des Weltkrieges. Dem einen starben von 63 Fällen 61, dem andern von 88 Fällen 81. Die wenigen Genesenden waren zudem die nicht Operierten, „deren Darm zufällig leer war, als er die Wunde empfing. . . ."

Aus diesem Grunde machten 1915 französische Chirurgen in der Pariser Presse den Vorschlag, die Armeeleitung möge die zum Bajonett-Angriff bestimmten Truppen 25 Stunden, wie vor einer Operation aushungern lassen, da bei leerem Darm und Magen die Chancen der Rettung größer seien.

Psychisch mag noch der Vorteil mitlaufen, daß ein Bajonettangriff durch Krieger, die durch Hunger gereizt sind, schonungsloser ausgeführt wird. Entweder hungrig — oder halb betrunken, ist, wie bekannt, das taktische Geheimnis.

„Die Kriege verheeren, aber sie düngen zugleich.“

So schrieb um 1790 Mirabeau in seinem Buche: L'ami des hommes! So kann nur ein Freund der Menschen reden. Will doch sein Ausspruch allen künftigen Heldentoten ins Ohr flüstern, daß ihr Blut so viel wert sei als irgend ein vielgepriesenes teures Düngmittel. Nur sollte verhütet werden, daß damit das Land gedüngt werde, das nachher der Feind zu Eigen nimmt. Man soll doch nicht mit seinem eigenen Herzblut — — den Feind fett machen.

Der Weltkrieg war praktisch. Erst durchfurchte er die halbe Welt und die ganze Querseite Europas vom englischen Kanal bis ans Schwarze Meer mit einem veräderten System von Schützengräben (vulgo: Massengräber). Als Berieselungsanlage mit düngendem Menschenblut. Dazu hat er wie Samenkörner Millionen Menschen- und Tierleiber hineingelegt.

So schon Mitte 1914. Aber seither ist seltsamerweise das Brot — — teurer geworden.

Deutsche „künstliche Beine" für die Krüppel Frankreichs.

Im Pariser „Correspondent" beklagt sich Francis Marre bitter darüber, daß deutsche Firmen „mit cynischer Offenheit mitten im Kriege es wagen, den Spitälern und Ambulanzen Frankreichs und gelegentlich den Verstümmelten selbst, oder ihren Familien patentierten Gliederersatz anzubieten, der als „jambe Fischer-Dörflinger" oder als „jambe Franz Haas" angepriesen wird. Die Patentapparate Fischer als Fabrikat aus Freiburg i. Br., die des Franz Haas aus Prag . . ."

„Sie haben die Unverfrorenheit," bemerkt dazu das Pariser „Journal" v. 21. Juli 1915, „unsern Verstümmelten hölzerne Beine anzubieten! Kann man sich einen tötlicheren Paradoxismus („paradoxisme plus macabre") ausdenken!"

Kanonendonner mit Mandolinenbegleitung.

Am 26. Juli 1915 schrieb ein Artillerist an das Pariser „Journal“: „Würde nicht eine Leserin die Liebenswürdigkeit haben, zur Erquickung eines melancholischen Artilleristen ihre Mandoline abzutreten. Obwohl es heißt, daß die Musik die Sitten veredle, wird sie uns doch nicht vergessen lassen, daß es unsere erste Pflicht, die Deutschen zu pulverisieren ....“

Das „Pulverisieren von Menschenleibern und Menschenleben“ ist übrigens in dieser Höllen-Apotheke 1914/16 mit ihren Riesen-„Mörsern“ ein beliebter Ausdruck der Feldgrauen geworden!

Das Perpetuum mobile des Nitroglyzerinfabrikanten.

Im Juni 1916 wurde in einer Zusammenkunft der Nitroglyzerinfabrikanten der Vereinigten Staaten im Hinblick auf die erhöhte Munitionsfabrikation und die zunehmende Glyzerinnot angeregt, Gebrauch von den Körpern von Pferden und Menschen zu machen, die auf dem Schlachtfelde getötet worden. (Vergl. Magdeburger Zeitung vom 24. Juni 1915.)

Das Perpetuum mobile ist gefunden: Europa liefert Amerika aus den Sehnen der Totenopfer das Glyzerin. Die Vereinigten Staaten liefern Europa die Nitroglyzerin-Explosivstoffe. Europa wiederum verwertet diese Munition, um aus den Schlachtopfern — und ihren tierischen Sehnen Glyzerin zu gewinnen.

„Sieh da — — die Kugel!"

Lucie Delarue-Mardrus schildert im „Journal" vom 7. Jan. 1915 die Sensation, wenn die feindliche Kugel im zerfetzten Menschenleib durch die X-Strahlen entdeckt wird: Der Schatten des verwundeten Soldaten zeichnet sich scharf auf dem Lichtschirm ab. Das elektrische Knistern wird deutlicher . . . Die besessene Ampulle verfärbt sich in ein gesättigtes Violett . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Schatten des Verwundeten nimmt nach und nach phantastische Formen an. Das tiefliegende Geheimnis des menschlichen Innern zeichnet sich in seiner Enthüllung vor unsern Augen ab . . .

Nackt liegt es vor uns, das hagere Knochen-Phantom, das jeder von uns in seinem Fleische herumträgt. Als heimlicher Gast, der wir selbst sind. Und der wir doch nicht sind, da er uns ja fremd bleibt, wo er auch mitwandert . . .

„Schauen Sie... da haben wir sie... die Kugel!" — Dieser Freudeston des Arztes bringt unsere Köpfe nahe zusammen; da ist sie wirklich, das Teufelsding, aus der Hexenküche der menschlichen Zivilisation."

Der Krieg als „dämonisch geschäftiger Techniker".

Für diese unakademische Titulatur hat die Technik, wenn sie sich gekränkt fühlen sollte, beim Schriftsteller Adolf Teutenberg (Weimar) Satisfaktion zu fordern. Oder bei der „Gesellschaft amerikanischer Aerzte für internationale Verständigung", die unter der modernsten Firma: „Medizinische Vereinigung zur Förderung der internationalen Moral" im November 1915 in ihrem öffentlichen Aufruf behauptete: „daß der gegenwärtige hohe Entwicklungszustand der Wissenschaft und Technik bei den einzelnen Nationen nur dazu dient, die Resultate des gegenwärtigen Krieges in ihrer Wirkung noch vernichtender als je in der Kriegsgeschichte zu gestalten" (vergl. „Neue Zürcher Zeitg." vom 18. November 1915).

Alle Munitionsministerien, im Jahre 1915 als Blutfrucht des „Erziehers" Krieg in den kriegführenden Staaten eingesetzt, haben ihre eigene Existenzberechtigung und ihren Hungerruf „nach Munition" mit der dämonisch geschäftigen Technik" des Gegners begründet.

Aber damit haben sie „neuen Dämonen" gerufen, einem noch nie gekannten Perpetuum mobile des Vernichtens. An die männerverwaisten eisernen Drehbänke der Granaten-Fabriken hat man die Frau, die Mutter gespannt ... Hat „die Milch der frommen Denkungsart" in ihrer mütterlichen Brust in Drachengift des Menschenhasses umgewandelt. Vielleicht absichtlich, um die künftigen Geburten schon auf den Revanche-Weltkrieg 1936 hin mit dem kriegerischen Hasse zu belasten . . .

Unter allen Feuerkesseln des Munitions-Metallgusses grinst heute der Dämon des Tötens mit schadenfrohem Blicke hervor.

Er hockt hinter allen Drehbänken und Eisenfeilereien, wo zarte weibliche Hände Granaten modeln und Fliegerpfeile schnitzen . .

So ist der teuflische Haß ein geschäftiger Techniker geworden, der die Stickgase, die brennenden flüssigen Feuer und die Stinkbomben ausbrütet... Der den elektrischen Strom in die Stacheldrahthecken leitet. Der alle technischen Hinrichtungsarten, alle Möglichkeiten des Tötens und Zerstörens an die Fronten brachte...

Alles das als Ausfluß des Höhepunktes der Technik des 20. Jahrhunderts, zu der wir noch im Frühjahr 1914 so berechtigt stolz aufblickten, wie zu einem Segen des Himmels.

Nach diesem „Engelsturz der Technik" — sehen wir demütig hinunter in den ausgebrannten Höllenkrater der modernen dämonischen Zerstörungstechnik.



Muß der Friede auf diese beiden letzten Ueberlebenden warten?

Zeichnung von L. D. Bradley; aus „Der Weltkrieg und die Schweiz".

„Ein blutiges Tagewerk... für 18 Pfennige = $3^1/_2$ Sous."

Ein aus dem Felde kommender Austauschverwundeter sagte mir: „In der Schlacht darf man an nichts denken als ans Töten, sonst wäre es mit dem Töten vorbei!"

Ein Nachdenken auf dem Schlachtfelde gibt es also nicht, oder dann gibt es kein Schlachtfeld. Das eine oder das andere. Gleichwohl berichtete der „Wanderer durch die Welt" im Jahrgang 1850 folgende Begebenheit, die auch im Weltkrieg mit so tragischen Ausgängen des Irrsinnigwerden wieder erlebt worden: „Der Graf von Stair, der das englische Heer in Flandern kommandierte, traf einst nach einer sehr blutigen Schlacht, die vom Morgen bis in die Nacht dauerte und für die britischen Truppen glücklich ausfiel, einen alten Soldaten an, der ganz ermattet sich an sein Gewehr lehnte und in tiefes Nachdenken versunken schien. „Alter," rief der General, „warum siehst du so sauer aus?" „Das wohl nicht," antwortete der Graubart, „ich dachte nur darüber nach, was ich da für ein teuflisches Tagwerk gehabt habe, und das für achtzehn Pfennige."

Das Nachdenken auf dem Schlachtfelde und über seine Schrecken ist für die Psyche so vieler Soldaten schon zum Unheil geworden; für die Menschheit dagegen wäre es ein großes Glück; sagen wir der Anfang zum Glück.

Der „graue Tod“ des technischen Gasangriffs.

Das ausgehende Mittelalter hatte seinen „schwarzen“ Tod: Pest und Cholera. Wir haben seit 1914 unsern künstlichen „grauen“ Tod: den Gasangriff im Weltkriege.



Oesterreichische Gasmaske der Marine-Truppen 1916.

Die moderne Wissenschaft hat uns vom Pestteufel befreit, der vor Jahrhunderten seine tötenden Krallen in den Leib der Menschheit schlug. Dafür erfand die moderne Chemie die künstliche Epidemie der giftgrauen Gaswellen, die seit 1915 an allen

Fronten hinschleicht, im Umkreise von einem Kilometer alles erwürgt, was Odem hat. Tränenerzeugende Rauchschwaden und erstickende Chlordämpfe entsteigen jetzt Tag und Nacht dem Rachen dieses teuflischen Ungeheuers.



Englische Gasmaske.
„Journal“ vom 4. Juli 1918.

Gegen die Giftkeime des schwarzen Todes schützten sich die Pestärzte und Leichentrager der alten Zeit durch eine seltsame gespenstige Vermummung, wie sie noch heute die Bruderschaft der Misericordia in Florenz bei Leichengeleiten trägt. 1656 hat der römische Zeichner Columbina eine solche „Kleidung wider den Tod“ im Stifte festgehalten und als Schutzkleid der Pestärzte beschrieben. Ein langes Kleid von gewächstem Tuch; ihr Angesicht ist verlarvt; vor den Augen haben sie große kri-

stallene Brillen, vor der Nase einen langen Schnabel wohlriechender Spezerei."

So erfand auch unsere Zeit Masken als Schutz gegen die „künstliche Pest des grauen Todes". Statt Worte sprechen unsere Abbildungen der neuesten Gasmasken, Modell 1916.



Der Doktor Schnabel von Rom.
Kleidung wider den Tod zu Rom, anno 1656.

Die weisse Hölle von Eis und Schnee.

So nannten die Russen — zufolge dem Pester „Magyar Orszag“ — die Karpathen und ihre Schrecken. Ein in Kriegsgefangenschaft geratener junger russischer Techniker erklärte: „Diese Bezeichnung ist wohl nicht übertrieben. In der Hölle dürfte es kaum mehr zu leiden geben, wie wir dort zu leiden hatten und noch leiden ...

Es gab Gegenden, wo nicht eine einzige unserer Patrouillen mehr zurückkehrte. Zuletzt mußten unsere Vorhuten mit der Nagaika zur Pflicht getrieben werden ... Hungrig und halb erfroren gehen wir vorwärts, weil wir eben müssen. Wenn es aber für uns gilt, uns zurückzuziehen, öffnen sich tatsächlich Höllenpforten. Wohin wir fliehen, überall ... mörderische Schrapnells!“ (Vergl. „Vaterland“, Luzern, vom 20. März 1915.)

Seit die meisten Menschen wissen, daß Dantes Inferno eine dichterische Vision ist, halten sie um so zäher an den greifbaren Höllen dieser wirklichen Welt fest.

Sie vergessen, daß an der Hölle des Krieges nur wenige Freude erleben: die Wenigen, welche durch die Höllenqualen der andern reich und selig werden.

„Schlachtenvieh“ als „Schlachtvieh“.

Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel verkaufte gegen 17,000 deutsche Landeskinder an die Engländer, um sie als „Schlachtvieh“ im Kriege gegen Nordamerika verbluten zu lassen. Die Bezahlung richtete sich nach der Zahl der Gefallenen. Das Blutgeld verwendete der kunstliebende Herrscher für ideale Zwecke.

Man wunderte sich über seine rohe Tat. Nannte ihn gelegentlich ein „Scheusal“. Wir müssen etwas milder urteilen, seit in unsern Tagen friedensfreundliche und ideal angelegte Herrschernaturen es sich nicht nehmen ließen, auf ihre Geburtstagsfeiern Hunderttausende von Landeskindern die Todesmauer anrennen zu lassen, um gewisse Festen, z. B. Przmysel oder Verdun oder Erzerum als Festtagsgeschenk sich präsentieren zu lassen. Glückte es 1915 nicht, wurde es 1916 mit neuen Hekatomben kaiserlicher Garden versucht, wie u. a. der erfolglose russische Ansturm auf die Wiedereroberung von Przmysel.

„Menschenverachtung und Menschenverbrauch im Kriege“ ist ein im Friedensverein Luzern gehaltener Vortrag überschrieben (gedruckt in Luzern 1909 im Verlage des Friedensvereins). Den Inhalt jener Broschüre könnte man heute verzehnfachen, ohne das aktuelle Thema „Schlachtenvieh als Schlachtvieh“ auszuschöpfen!

Das Opferglück der geschlachteten Völker.

Ein ganz Naiver, der philosophische Schweizer Andreas Moser, schickte 1802 inmitten der blutigen Weltumwälzung eine Geistesfrucht hinaus als „Morgengabe allen Völkern, Volksregierern und Priestern, Lehrern und Eltern", betitelt: „Gesunder Menschenverstand über die Kunst, Völker zu beglücken." Er hoffte damit auf „die Möglichkeit, Kriege auf ewig zu verbannen." Er bewies (wie so viele vor und nach ihm) die Unvernunft des Krieges, die Ungerechtigkeit des Massenmordes: „Die Bestien in Lybiens ungeheuren Wüsteneien schonen ihre gleichartigen Brüder..., die Hyäne schont der Hyäne, und — Menschen, veredelt von der Gottheit durch die Vernunft, erwürgen Menschen und Mitbrüder..."

Heute — hundert Jahre seither — lassen wir uns vielmehr belehren, daß der Krieg... ein Erzieher sei! Ein nationaler Lebenswecker! Ein Wohltäter! Daß er den Naturfehler des Geburtenüberschusses verbessere und reguliere. Daß er als ein Ventil die nationale Ueberhitzung oder die numerische Ueberspannung auslöse. Daß er ein hygienischer Aderlaß am dickblütigen Leibe der kulturgesättigten Menschheit!

Vor so gewichtigen Gründen müssen die Friedensfreunde verstummen und sich beugen vor den Hohepriestern der modernen blutigen Opfer, die da dargebracht werden den Nationalgöttern zu Ehren, den Opfernden zum Ruhme, den Geschlachteten zur Kriegerdenkmal-Erinnerung. Noch immer hat das Herdenvieh Menschheit sich willig geopfert, wenn nur der Opfergesang na-

tional anklang und wenn das Opfermesser gesegnet war, und wenn eine hohepriesterliche oder edle Hand den Todessegen sprach. Von adeliger Hand geschlachtet zu werden, ist noch stets als Ritterschlag zum Geadeltwerden angenehm empfunden worden. So lange diese internationale Gefühllosigkeit der Völkerhaut und dieser Selbstvernichtungstrieb bestehen, werden die empfindsamen Friedensfreunde ihr Programm von der Welterlösung nicht durchbringen.



Schlafenszeit.
Zeichnung von L. D. Bradley; aus „Der Weltkrieg und die Schweiz".

Der rote Karneval.*)

Noch glühten die wundgeränderten Bilder und schwarz verzerrten Szenen nach, die der neutrale Rundgang durch ein Kriegslazarett in der mitleidbewegten Seele zurückgelassen. Da fuhr der Karneval dazwischen... Auf einer Friedensinsel, umspült vom Blutmeer des Weltkrieges. Er kam wie ein Einbrecher. Setzte sich ungeladen als Schmarotzer und grober Spaßmacher an den gleichen Tisch. Als grotesker Schnörkel mitten hinein in die Leichenhausstimmung.

Und doch: man war ihm nicht gram, stieß mit dem Unhold an, gerade weil er eine helle, lebensheitere Note anschlug, die man einst geliebt und seit Monaten verloren hatte und die uns jetzt das Totenleid zu vergessen versprach. Ja, wieder einmal hinausjauchzen aus beklemmter Brust! Im natürlichen Bedürfnis, das unsere Seele zersprengende Weh hinauszuschreien, wie Bajazzo seine Seele erlöste...

Aber es kam über uns, wie über ihn. Die Komödie verblutete in einer Tragödie. Die Masken, die rotsamtenen Rosendominos, die das frühere Tänzeln und Trippeln versuchten, schlichen den schlurfenden Gang von blutverbrämten und nachtschwarzen Todesschatten. Wandelnde Tote und röchelndes Leben sprach dich an mit einem Scherz, der ihnen in der Kehle erstickte. Der Jauchzer blieb im Halse eingeschnürt, kam nur als absterbender Auftakt heraus, wie der abgebrochene Aufschrei der zu Tode Getroffenen...

*) Erschien 1915 als Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 23. Februar, Nr. 215.

So wie hier diese „Ländler“musik, fiedelt dort im Totentanz der Heere jetzt der eiserne Sensenmann sein Pfeifen der Schrapnells und sein Singen der Granaten als verlockendes Kriegslied. Dazwischen gellt die führende Klarinette, aber in schrillen Tönen der Klage und des Wehs. So grinst das Kriegsgespenst überall zwischen den bunten Lappen des Karnevals heraus; da als knallrote gedunsene Fratze wie jenes pulververbrannte Gesicht eines Kämpfers auf dem Minenfelde der Lütticher Festung entgegenzündete. Es lachen karminrot umränderte weitaufgerissene Maskenmäuler, und herabgezogene Mundwinkel in furchtbaren Grimassen mit Schlitzaugen und zaubern den Schrecken der eingeschlagenen Zähne, der zertrümmerten Kinnladen, der wunden hohlen Augen herauf, oder die Opfer der Kriegspsychose und des plötzlichen Wahnsinns, der wie eine Epidemie seine Soldatenbeute packt und festklammert. Dazwischen lächeln Charaktermasken, wachsgelb aufleuchtend wie die typische Farbe jener Hoffnungslosen, die an infizierten Bauchschüssen daliegen, den lauernden Tod zur Seite... Oder mit weißer Kreide übertünchte Clowngesichter, als wären sie gerade jetzt von den kalküberschütteten Massengräbern auferstanden, um uns strafend anzuglotzen...

So huschte der rote Karneval 1915 ruhelos und friedlos von Saal zu Saal, von Ecke zu Ecke, mit erkünsteltem Leben, mit erborgten Farben und Fetzen, mit geheuchelter maskierter Seele. Der Mißklang von Komödie und Tragödie fraß in den Ohren, wie ein nagender Wurm. Die Bluttravestie der roten Faschingslustigkeit verkrallte das Herz, raubte den Tänzern den Atem. Die dummen Auguste und stupiden Hansel — mit dem Blutfleck mitten im Gesicht, mit den Blutrinnen in den Mundwinkeln — vergessen die eingelernten Späße und tollen Mätzchen... ihre weiße Totenhand umkrampft die Holzpratsche, als wäre sie ein todbringender Handgriff des Granatenwerfers...

Darum ... hinaus aus der gekünstelten Totentanzlustigkeit! Wieder hin zur rauhen Wirklichkeit der Winternacht, die kalt, aber wahr uns umfängt, wo der Wind wie eine starre Totenhand uns ins Gesicht fährt, wo er von weiter, weiter Ferne wie Gewitterdrohen einen Nachhall des Kanonendonners uns zuträgt, diesen Kontrabaß des Schlachtfeldes zu unserer Seelenstimmung im roten Karneval...

Am Frühmorgen des Aschermittwochs lag seine rote Fratze, eingedrückt, wie von einem Kolbenschlage, in der Gosse und ward blasser und blasser, je mehr das Schneewasser seine Röte auffraß, die nun wie ein Blutfaden wegfloß. So starb der Blutkarneval 1915. Er hat sich wie Bajazzo selbst umgebracht...



Wird der Augen machen, wenn er wieder nüchtern ist! *)

Zeichnung von B. D. Bradley; aus „Der Weltkrieg und die Schweiz".

*) „War" heißt auf Deutsch Krieg. — Europa hat sich am Krieg berauscht und ruiniert sich selbst.

Der „rote“ Karfreitag.

Wieder jährt sich heute, am 21. April 1916, ein „roter“ Karfreitag. Der zweite des Weltkrieges. Wieder sind unzählige Massengräber als Kalvarienberge von der explosiven Wucht des Krieges aufgeworfen worden. Kreuz reiht sich an Kreuz, ihre Holzhecken werden spanische Reiter. Und die Granaten pflügen die Friedhöfe von Kreuzesreihen unbarmherzig um.

Dieser rote Karfreitag 1916 trinkt noch Menschenblut, so gierig wie jener von 1915.

Der höllische Durst ist nicht zu löschen. Während die einen Christen sich da allerorten tausendfach zerfleischen und lebendig in Stücke reißen, enthüllen die andern hinter den Blutfronten einen hölzernen Toten. Mit angemalten Wunden. Mit künstlich erheuchelten Schmerzen. Und die Menschheit umkniet dieses leblose, gefühllose Stück Holz. Küßt die falschen Wunden. Wacht bei dem hölzernen Toten wie am Lager eines der Millionen fiebernden Verwundeten, von denen die Welt heute voll ist. — Dann kehren sie heim: der eine dreht an den Granaten und Zündbomben weiter. Der andere schüttelt giftige Gase zusammen. Der Dritte wuchert mit Lebensmitteln... Am nächsten roten Karfreitag 1917 aber werden sie wieder am bunten nackten Holzleibe die schmerzlosen purpurnen Wundflecke abküssen. Und sie schreien dann wieder wild auf: „Töte Jesum! Gib den Barnabas frei!“

Der internationale rote Stern des Tiermitleides.

Im achten Kriegsmonat hat er aufgeleuchtet! Vor den Millionen armer Pferde, die seit dem August 1914 an allen Fronten zusammenbrachen, zu Tode gehetzt und wund geschlagen, hielt er, der rettende Stern des Mitleides, sich feige versteckt. Erst der Pferdemangel hat das Herz gerührt und das Gewissen und das Mitleiden aufgeweckt. Plötzlich zählte auch der vierfüßige Verwundete mit. Ward aufgehoben und im Sanitätsauto einem Verbandsplatz zugetragen. Um — geheilt — gleich den genesenen Menschen als wertvoller Kämpfer wieder an die Front geschickt zu werden.

Ein Teil der italienischen Presse hat vorerst über diese kriegerische Tierschutz-Fürsorge gelacht. Sie schien nordisch-germanisch-sentimental verdächtig. Als aber die Statistik der geheilten Pferde an den Tag kam, rief man auch in der italienischen Presse nach dem roten Stern des Tiermitleides.

Wie doch der Krieg als „Werterzeuger" und „Staatsökonom" auch die Herzen zu rühren versteht!

Der rote Kreislauf des sterbenden Pferdes.

Ich sage „sterben". So sagen viele, die an den Fronten den Totentanz todwunder Pferde mitansahen.

Viele, die ihn mit einem Gnadenschusse abkürzten, nachdem sie in die hilflosen bittenden Augen gesehen.

Augenzeugen von den Fronten berichten vom instinktiven Streben verwundeter Pferde, den abgeworfenen Reiter unter dem Haufen Toter und Verwundeter herauszuschnuppern und mit letzter Kraft mit dem Maule zu fassen und fortzuschleppen — — häufig dem Feind entgegen in gutgemeinten aber oft verhängnisvollem Rettungswerk.

Den sonderbaren Kreislauf sterbender Pferde mit aufgerissenen großen Blutgefäßen bezeichnen die Berichte übereinstimmend als „Totentanz"! — In den „Kriegsbriefen deutscher Studenten" (herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Witkop (1916), Verlag F. A. Perthes, Gotha), malt Fritz Klatt am 18. Oktober 1914 diesen Vorgang (S. 78): ... Ein verwundetes Pferd. Ein schönes Pferd mit edel geschnittenen Gesichtszügen, ständig wiehernd im Kreise herumlaufend. Ein Blutstrahl sprang aus der Seite im Bogen zur Erde. Ich dachte an die Darstellung des Lammes in alten Bildern des van Eyck. Es schien die verwundete Unschuld. Die Augen blickten starr und hilfesuchend umher, während es so trabte. Endlich schoß es jemand mit der Pistole nieder; das Tier fiel zu Boden, und die Spannung derer, die es sahen, konnte sich lösen...

„Die toten Augen".

Nicht „die toten Augen", die sich mitten im Kriegsjahre 1915 als Opernnovität Eugen d'Alberts die deutschen Bühnen eroberten.

Sondern die „toten Augen", die als Novität des Kriegsschreckens seit dem August 1914 sich das Mitleid der Herzen eroberten. Die „toten Augen" der Schlachtfelder und der Kriegsfurie haben also mit dem Theaterleben nichts zu tun. Sie sind aus dem Reiche des Schattens und des Todes.

Doch nicht ganz. Sie sollen als „tote Augen", als ausgeronnene, ausgebrannte Höhlen uns sehend machen. Also einen Lebenszweck erfüllen. Diese blutigen Höhlen sollen dem Fluch der heutigen Generation über den Krieg ein vertieftes Relief geben.

Aber nein — — auch sie sollen umsonst ausgebrannt, ausgestochen, ausgeronnen sein. Denn schon ist die offizielle Staatspresse der Kriegführenden an der Arbeit, uns das seelische, innerlich vertiefte Glück dieser Kriegserblindeten zu schildern. Malen so idealschön den augenlosen Zustand dieser Helden aus, daß der Normalsichtige fast — — auf die „toten Augen" neidisch werden könnte.

Es braucht ja in der Welt so wenig zum Neid.

Es braucht sogar nur zwei — — leere Augenhöhlen!

„Anonyme" und „individuelle" künstliche Glasaugen.

Pariser Blätter rühmten 1915, Bertillon habe eine Farbentafel entworfen, die 74 Pigment-Abstufungen der menschlichen Iris unterscheide, zur anthropologischen Identifikation in sieben bestimmte Klassen verteilt.

Was nur für die Verbrecherkunde bestimmt war, kommt jetzt den augenlosen Opfern des Weltkrieges zugut. Die Emailmaler von Paris und Berlin sind vollauf beschäftigt, mit farbenreicher Palette den glänzenden Glasfluß zu bemalen, der die leeren Augen füllen soll. Die Kriegsverwaltung unterscheidet: „Individuelle Augen", die einer bestimmten hochstehenden Persönlichkeit in Form und Farbe zugeteilt sind, und „Anonyme Augen, nach Farbenstufen in großen Schubladen geordnet", wie die französische Quelle (Le Petit Parisien vom 28. Oktober 1915) sagt.

Noch immer galt es sonst als schlechtes Zeichen, wenn Ersatzmittel so laut angepriesen wurden. Diese billige Reklame sollte über die Güte der Originalware wegtäuschen. So ist es auch jetzt mit den künstlichen Augen und Armen und Beinen, die der Staat liefert und die in der Presse als erstklassig gerühmt werden.

So war es mit dem Kartoffelkriegsbrot, schlechthin K. K. geheißen (von den Franzosen „ca-ca" gesprochen). So auch mit dem Schweinefett aus Hefengärung herausgekünstelt. Und mit dem Fein-Weißgebäck aus Strohmehl. Und so mit andern „Werten", die der Krieg geschaffen.

Der staatliche Augenersatz.

Die künstlichen kalten und blinden Augen machen dem französischen Staate schon Kummer und Sorge. Weniger die heute eingesetzten, als deren Ersatz, der nach Jahr und Tag nötig wird.

Die Frage, wer liefert die spätern Austauschexemplare von Augen, Armen und Beinen? Der Staat wehrt sich schon heute, daß sein heutiges Geschenk an seine Kriegshelden etwa als Präjudiz angesehen werde.

Speziell mit den Glasaugen verbindet er die Vertragsklausel, daß der glückliche Beschenkte nur ein einmaliges Recht auf diesen künstlichen Staatsersatz oder staatlichen Kunstersatz habe. Ein Glück, daß die Helden für ihr Vaterland nur einmal erblinden, nur einmal ihre Arme und Beine verlieren können. Das weiß auch der Staat.

„Da sah ich, dass ich keine Beine mehr hatte."

In der „Dépêche de Toulouse" erzählt im Juli 1915 ein Poilu-Invalide: „Am 17. Febr., 3 Uhr morgens, in Fontaine-Madame großer Angriff. Um 7 Uhr nimmt der Regen der Geschosse zu. Um 8 Uhr Sturm. Wir rücken langsam vor, den deutschen Schützengräben zu. Streuen Handgranaten. Hinter uns arbeiten sie mit dem Bajonett. Die bestürzten Deutschen ziehen sich in den hintern Graben zurück. Sie verdichten ihren Hagel von Bomben und Granaten über uns.

Ich war gerade am Laden. Da fiel eine Bombe nebenan. Man rief mir: „Une bombe!" Aber vergaß zu sagen, ob rechts oder links. Schon hatte die Sardinenbüchse explodiert. Drei Kameraden rechts von mir wurden in Stücke gerissen. Ich — in die Höhe geschleudert. Betäubt fiel ich nieder und fühlte nichts und da ... sah ich, daß ich keine Beine mehr hatte ..."

Der moderne Krieg ist doch der flinkeste und gründlichste Chirurg. Was noch kein Operateur zustande gebracht, bringt er fertig: zwei Beine auf einen Streich!

Aber das ist wohl nichts, kann jener französische Offizier sich rühmen, der arm- und beinlos wie eine zerbrechliche Glasflasche in ein Korbgestell verpackt, im Frühjahr 1915 als Schwerverwundeten-Austauschstück von Deutschland nach Frankreich zurückgeschickt worden. Arm- und beinlos. Eine Reklame für die vorgeschrittene deutsche Chirurgie.

Eine lebende Korbflasche, aber die Seele zersprungen, wie Glas ...

Der Kampf der Millionen um den „Mort homme".

Nachdem alle Stimmen der Vernunft umsonst verklungen, öffnet uns ein Wortspiel der Natur vielleicht die Augen: der seit Monaten wütende Kampf zweier Kulturvölker um die Hügelkuppe des „Mort homme" bei Verdun.

Jede Morgen- und Abendausgabe der deutschen und französischen Kriegsberichte registriert die Nacht- und Tagesverluste der beiden feindlichen Armeen, die um den Besitz des „Mort Homme" ringen und dabei verbluten. Hunderttausende sind an den „Toten Mann" gehetzt und an dieser Todesmauer zerschellt worden. Ist der „Mort Homme" nicht der Fingerzeig der Vernunft, daß es heute im Ringen des Wahnsinns mit dem Tod keinen Erfolg der Völker mehr gibt? Kein siegesfrohes Kriegsende mehr, weil auch heute noch der Tod stärker als die Lebenden?

Und neben dem „Mort Homme" ruht die andere umstrittene Höhe „La fille morte". Auch sie verschlingt das anstürmende Leben. Wie vor der Majestät Tod brechen sich auch da alle Wogen an Menschenleben. Nur einer siegt in diesem furchtbaren technischen Ringen der Völker: der internationale Tod!

Die flüssigen Feuer-Angriffe „eine Wundergabe des Himmels" für die Christen.

Auch dieser modernen Technik des Weltkrieges klebt eine ironische Vergangenheit an.

Der Forscher v. Romocki stellte 1895 in seiner Geschichte der Explosivstoffe fest, daß das berühmte griechische Feuer zur Hauptsache aus einer Mischung von Schwefel, Harz, Salz und gebranntem Kalk mit Erdöl sei. Der gebrannte Kalk erhitzte sich in feuchter Luft oder in Berührung mit Wasser (wie z. B. bei Seeschlachten) bis auf 150 Grad, das beigemischte Erdöl entwickelte feurige Dämpfe, die, mit Luft gemischt, Explosionen verursachten.

Schon die christlichen Griechen verstanden 676 n. Chr. dieses flüssige Feuer mittelst Druckspritzen aus Röhren auf den Feind zu schleudern, so wie wieder 1914 die Deutschen.

Um das Staatsgeheimnis der Herstellung zu schützen, ließ 941 Kaiser Konstantin in schlauer Regentenlist im Reiche verkünden: „Ein Engel brachte diese „Wundergabe" dem ersten Kaiser Konstantin und trug ihm auf, dies flüssige Feuer, das aus Röhren Verderben auf die Feinde speit, einzig für die Christen ... zu bereiten." (Vergl. F. M. Feldhaus, Modernste Kriegswaffen — alte Erfindungen. Leipzig 1916. S. 225.)

Ob die deutsche Heeresleitung dieses Rezept ihres flüssigen Feuerangriffes auch durch einen Engel von ihrem „alten Gott" erhalten, sagt unsere Quelle nicht.

Blut-Rosen.

Ehrich Köhner spricht im Schützengrabenbericht von jenen roten Rosen, die auf der Fahrt ins Schlachtengebiet von den Reservisten auf die feldgraue Brust geheftet wurden. „Rote Rosen zum blutigen Tanz". Als ginge es zur oberbayrischen Kirchweih! „Und vierundzwanzig Stunden später stürzten sie sich mit Hurra auf den Feind, indes die abgeschnittenen Rosen noch nicht allen Duft verloren haben!" („Zwischen den Schlachten". Tagebuchblätter aus dem Gebiete der Aisne. „Berliner Tagblatt", 15. November 1914.)

Die Pariser Zeitungen rühmten am Festtage der neapolitanischen Heiligen „Rosalie", daß die Poilus zu Ehren dieser Namenspatronin ihres Bajonettes ihren Tag festlich begingen: Morgens rote Rosen auf der Spitze ihrer Bajonette und — abends — rote Leiber daran!

Tellereisen zum Menschenfang.

Die heutigen Schilderungen von den Fronten sprechen wiederholt von den listigen Hinterhalten, wie von „Tellereisen zum Menschenfang".

Wolfsangel und Fuchseisen lauerten aber schon seit Jahrhunderten im Kriege dem Menschen auf, wie sonst dem Tiere. Schon 1598 empfiehlt Boillot „Tellereisen als Menschenfallen" hinzulegen: wer es in der Mitte berühre, werde beschädigt und gefesselt und angehalten, daß es ihm unmöglich sei, sich los zu machen.

In Tierschutzkreisen gilt das „Tellereisen" als ein weidmännisch verpöntes grausames Jagdmittel, das stunden- und tagelang die zerquetschten Glieder der gefangenen Tiere mit den Eisenzähnen einklemmt.

Zur Menschenjagd ist es — gut genug.

Plastische Verlust- und Blutstatistik.

Um die Menschen inskünftig weniger kriegslustig zu machen sollten die Friedensfreunde zu ganz andern Mitteln greifen als bisher. Plastisch-graphische Darstellungen der Blut-Statistik sollten als argumenta ad hominem handgreiflich überzeugen. Den Anfang machte 1868 ein französischer Statistiker im „Phare de la Loire". Bei einem mittlern Gewicht von 64 Kilogramm eines Getöteten und von 15 Kilogramm seines Blutes berechnet er die Masse von 100,000 Kriegsopfern auf einen Flächeninhalt von 6 Kilometer Länge bei 60 Meter Breite. Ihr Blut würde ein Riesenfaß von 14,150 Hektolitern füllen. Eine Million Kriegsopfer repräsentiert somit 141,000 Hektoliter Opferblut.

Ein Chemiker hat den Eisengehalt des Blutes eines getöteten Kriegers berechnet. An Hand dieser Analyse zählte er auf, wie viele Opfer es brauchte, um aus ihrem Blute einen Säbel zu schmieden oder gar um eine Armee mit Menschenbluteisen-Säbeln auszurüsten.

Die „Wöchentlichen Mitteilungen aus den interessantesten Erscheinungen der Literatur" Jahrgang 1843 (Burgdorf) berichten (in Nr. 21) über die Berechnung eines Engländers, wie viele Menschen wohl seit der Schöpfung im Kriege durch Menschen umgebracht worden sind, und er hat (bis zum Jahre 1840) die ungeheure Zahl von vierzehntausend Millionen herausgebracht. Wenn alle diese Kriegsopfer aufständen, sich an den Händen faßten und nebeneinander stellten, so würden sie eine Kette bilden, die sechshundert und acht Mal rund um die Erde herum reichte, ja, wenn nur die Zeigefinger von allen diesen vierzehntausend Millionen Menschen übereinandergelegt werden könnten, so würde die Reihe noch 600,000 (englische) Meilen über den Mond hinausragen. Wer diese im Kriege Gefallenen zählen wollte und täglich 19 Stunden dazu verwendet, würde 336 Jahre brauchen.

Der rote Zug („Le train rouge").

Die moderne Technik im Weltkriege ist schon oft als menschenmordendes Scheusal gebrandmarkt worden. Als gefräßige nimmersatte Bestie. Als Ungeheuer, das mit Feuer und Schwefel und giftigen Gasen den Schrecken ringsum verbreitet. Das zertrümmert, versenkt, erwürgt, zermalmt und zerstückelt, was ihm unter die eiserne Kinnlade und unter die gestählten Fäuste kommt. Mit tötlicher Sicherheit und unter teuflisch-herzloser Berechnung. Aber dieser Teufel ist auch ein — Engel. Hat Krallen, um auch rettend zuzugreifen. Hat Intelligenz, um auch seine wunden Opfer zu hätscheln und zu trösten.

Der Benzinmotor, der vorhin Granaten und Bomben herbeigerattert, sammelt jetzt auch die Fetzen Menschenleiber, damit sie möglichst rechtzeitig auf dem Operationsplatze zusammengeflickt werden. Die moderne Technik stellt den Lazarettzug. Er steht unter Dampf immer an den Fronten, um dann als „roter Zug" mit seinen Fleischstücken und Fleischresten von Menschen heimwärts zu rollen.

In seinem Innern kann man das Mitleid der Technik bewundern. Es bettet weicher als Frauenhände. Es stopft lächelnd den Blutstrom. Löscht den Wundbrand. Singt mit metallenem Rasseln den Hoffnungslosen und den Sterbenden einen betäubenden Schwanengesang.

Dieser poliklinische ambulante Retter und Helfer hat für alle, auch für die Totgeweihten und für die Aufgegebenen etwas übrig. Für die meisten knirschende Sägen und hellglänzende, mikrobenfreie Messer. Und stützende Beinschienen und so viel anderes mehr. Auch bildsauber schneeige Kissen und weiche Daunen

nach so langen Nächten im schmierigen Schützengraben. Und wieder weiße Mädchenhände. Mollige nackte immer hilfsbereite weibliche Arme. Nebenan mit dem Tick-Tack einer Totenuhr der elektrische Röntgen-Apparat. . . . Nach all dem monatelangen Krachen und Explodieren — — umfängt sie hier wie eine Narkose weihevolles Geflüster. — — Ab und zu ein harmonisches Geklingel im Läutewerke und am Telephon, wie in der Kirche, wenn Gott dem Volke gezeigt wird . . . Aber dann und wann doch ein schriller Alarm ins Aerzteschlafzimmer: wie der Aufschrei eines Getroffenen. „Schnell heraus"; auf Wagen Nr. 21 wird eine Blutung von dem wachehabenden Sanitäter gemeldet. Rasch in den Mantel geworfen. Draußen wehen die Schneeflocken. Eine Plattform wird während der Fahrt nach der anderen überschritten. Aus einem geheizten Waggon geht es durch die kalte Winternacht in den anderen. Bald ist man am Ziele. Die Blutung wird entweder provisorisch bis zur Ueberführung in das Heimatslazarett oder definitiv durch Unterbinden gestillt, und dem Kriegsgott ist wieder einmal ein Opfer strittig gemacht durch die Kunst des Arztes." (Vergl. Dr. Dreuw, Die Tätigkeit des Arztes im Lazarettzug: Berl. Tageblatt v. 28. Jan. 1915).

*

Aber der böse Geist der Technik läßt den Guten nicht in Ruhe. Ihre menschenfeindliche Taktik verfolgt die menschenfreundliche, in uraltem tragischen Hassen. Mit verhängten Lichtern, wie ein Dieb verstohlen, wie einer mit einem bösen Gewissen muß sich der Spitalzug aus der feuerunsichern Front wegschleichen. Der bleischwere Atem der Lokomotive faucht durch die unheimliche Stille. Er möchte sein Pusten und Keuchen unterdrücken. Zwei abgeblendete wie rotgeweinte Augen der Lokomotive suchen die Schienenbänder ab. Wollen sie wunde

Opfer auflesen? Sie forschen, ob die moderne Technik der Zerstörung den Eisenstrang abgerissen . . . Oder eine Brücke gesprengt.

Drinnen im roten Zuge sind sie mitten an der Arbeit. Wie schleudert der Operationswagen gerade jetzt, wo die Wundzange das springende Blut stopfen will. Und jetzt — — ein schmählicher Ruck — — ein Krachen und ein blitzendes Leuchten . . . Die beiden letzten Wagen fallen zusammen wie Kartenhäuser. Wie aus einer Kelter schießt das Blut heraus. Hoch über dem Stöhnen und Schreien — — schwebt als stolzer Adler die beflügelte Kunst, der Triumph der modernen Technik. Beseeligt kichert der stolze Held in sich hinein — — er, der aus diesem himmlischen Füllhorn des technischen Segens — — die tötende Bombe warf.

„Herr verzeihe ihnen, sie wissen nicht was sie tun!"

Nun ruhen viele Füsse...*)

Nun gehen viele Füße
Wohl ihren letzten Gang.
Viel Liebe und viel Hassen
Muß heute miterblassen
Auf ihrem letzten Gang.

Nun gehen viele Füße
Zu ihrem Massengrab
Der Stich da in die Lungen,
Die Kugel, die gedrungen
Ins Herz — — zog sie hinab.

Nun gehen viele Füße
Den gleichen stummen Schritt
Der Fiedler Tod hält g'rade
Die Ewigkeitsparade
Und jeder machet mit.

Nun ruhen viele Füße
Von ihren Leiden aus,
Doch and're Füße wandern
Von einem Kampf zum andern
Bis hin zum Totenhaus.

*) Variante zum nachstehenden Gedichte: „Nun gehen viele Füße" von Karl Leopold Mayer in der von der „Vossischen Zeitung" veröffentlichten Sammlung: Aus dem Felde. (Vergl. „Frankfurter Zeitung" vom 16. April 1915):

Nun gehen viele Füße
Wohl all den gleichen Gang.
Viel Wege und viel Gassen
Daheim sind ganz verlassen,
Wo sonst ihr Schritt erklang.

Nun gehen viele Füße
Wohl einen neuen Schritt.
Wer sonst allein gegangen,
Macht nun mit heißen Wangen
Das große Wandern mit.

Es gehen viele Füße
Nach einem Takt wie nie —
Die Morgenröte schreitet
Voran — die Fahne breitet
Sich mütterlich um sie.

Und gehen viele Füße
In einen Garten ein,
Ein Gräber steht und scharret,
Ein Wächter ruft und harret
— Lorbeer und Rosmarein . . .

Europas Tauschhandel 1915—17.

Sonst flogen sie in den Polstern des internationalen Expreß zwischen Paris, Berlin, Rom und London hinüber und herüber. Die Börsen voller gelber Singvögelchen, deren goldenmetallenes Lied ihnen so viele Genüsse vorpfiff. Dazu im internationalen Speisewagen die einzige Sorge seiner Gäste, dem animalischen Stoffwechsel mit einem Mokka, oder Bénédictine oder Bol nachzuhelfen.

Heute 1916 rasseln sie wieder durch die schöne Schweiz. Aber die Wagen sind blutrot gezeichnet, wie die Türschwellen des geplagten Aegyptens mit den Opfern der Erstgeburt. Die Lokomotive schleicht sorgsam wie ein Krankenwärter. Mit verweinten roten Lichtern. Von der Signallaterne des hintersten Waggons fließt ein glänzender Blutstreif auf den Schienenweg. Auf dem Puffer hockt ein Vermummter in schwarzem Mantel. Ein fleischloses Grinsen. Knöchel klappert an Knöchel. Bein an Gebein. Der Tauschhändler Krieg... Drinnen in den ersten Wagen lachen und singen und weinen sie wie toll. Halten die Ohren zu, um die Mörser nicht zu hören. Ducken sich, der Granate zu entgehen. Schreien auf, wie von Bajonetten gekitzelt... Tatsächlich Wahnsinnige! Opfer des „roten Lachens" von 1914—17. Ganze Leiber, aber Viertels-Seelen!

Dann auf weißen Linnen und grauen Kissen die hülflosen Schwerverwundeten. Bleich, oder verdächtig wachsfarbig. Oder mit fiebrigen Kirchhofrosen auf den hohlen Wangen. Menschen, die Temperament und Ideale hatten und eine Vergangenheit

mit gesunden Gliedern. Jetzt müssen sie sich von weißen weiblichen Händen heben und drehen lassen. — Halbe Leiber und halbe Seelen.

*

Ein Pfiff! Noch einer. Abgehackt wie das Morse-Alphabet. Striche und Punkte. Gedankenstriche der Technik. Durch die Nacht schleicht ein anderes Ungeheuer heran. Speit Feuer und Flammen wie der Krieg.

Mit leuchtendem Atem. Immer näher. Jetzt sind sie fast aneinander, die eine Fracht der andern. Jetzt — — beisammen wie damals, als sie aufeinander prallten. Die Fenster beben wie im Wundschauer. Die Wunden röten sich dunkler, die Nähte wollen springen. Jene hüpfenden Brünnlein des Lebenssaftes wieder fließen, die der Arzt beschworen. Ein Zittern des Schlachterlebnisses durchzuckt die gequälte Seele... Bayonette blitzen wieder, Handgranaten platzen auf zerrissenen Leibern... Sekunden peinlicher Spannung. Schon will ein leiser Fluch..., da lächelt ein menschlicher Engel neutralen Friedens hernieder und besänftigt die bebende Hand...

Sie fühlen es in beiden Lazarettzügen: Ist es auch der Feind — jetzt ist er wie ich. Nicht Sieger, nicht besiegt. Aber zerschossen, hilflos, wund, elend, wie ich. Stumme Völkerschicksale, die ungewollt aneinander vorüber schleichen. Opfer einer Welttragik. Schwere Gedanken legen sich wie eine schwarze Wolke aufs Herz. Schnüren die Kehle wie ein Alp. Man will sich grüßen und zurufen. Aber es langt nur zum Augenzwinkern, zum Gruß der müden Hände, die einst töteten.

In diesem Augenblick, wo der bleiche Mund hüben und drüben nach dem erlösenden Worte bebt, in einer Spannung von Schmerz und Bitterkeit, löst eine neutrale Tat das Schweigen gebannter Zungen: eine Tat des Wohltuns. Dort im Zuge

der Deutschen stimmen die Rotkreuz-Schwestern die Schweizer Nationalhymne an und im Zuge der Franzosen ihr vaterländisch-schweizerisches „Roulez-Tambours". Klänge, die wie eine Lichtwelle seliger Töne die Herzen umweben und die abgerissenen Völkerbande verknüpfen...

Aus den hintern Wagen jeden Zuges, wo „nur" Krüppel herumsitzen, schwingen die Ein-Armigen ihre Mützen und beidseitig tönt ein singendes Grüßen entgegen: national-französische Akzente voll feuriger Cadenzen und Refrains — — und germanische Laute, wie ein deutsches Weihnachtslied von 1914 im Schützengraben.

Was halbtot war, wird lebendig. Auch geistlose oder halberloschene Augensterne leuchten auf. — Die zersprungenen Glocken ihrer Seelen läuten plötzlich wieder rein im Vorklang des Friedens und der nahenden Heimat. Vergessen ist das Hassen, das Wüten der Geschosse, der Todesschrei der Getroffenen, das harte Weh der Gefangenschaft.

Eine neue zweite Jugend winkt. Das Mutterauge blinkt. Der glühende Mund der Geliebten...

Die arm sich erschienen, ausgeplündert an Leib und Seele, sie alle, die Germanen und die Welschen, fühlen sich plötzlich reich, überdeckt mit Ruhmesehre und begehrt von Liebe. Die eisigen Herzen, die erstarrten Seelen tauen auf. Und siehe, schon winken heimatliche Dächer, bekannte Türme, schon leuchten die strahlenden Augen des Wiedersehens, um sich nie mehr zu schließen.

*

So tauschten der Krieg und sein Gehilfe Tod im internationalen Expreß 1915—16 zwischen Ost nach West und von West nach Ost. Woche für Woche seit Monaten die rote Frucht, die Europa seit dem Sommer 1914 unermüdlich ausgesät.

Tauschstücke des Bluthandels, die monatelang in feuchten Schützengräben seelisch und leiblich vermodert. Eine Kriegsbeute, ausgespien aus zwei feindlichen Höllenfeuern, ausgebrannt zu Schlacken der Kriegswut.

Hingemähte Mohnblumen der feindlichen Schlachtfelder, zertreten und zerzaust, bis endlich eine neutrale Hand sie sorglich hinbringt zur heimatlichen Erde. Deren Hoffnung auch im eigenen Herzen, sie mögen hüben und drüben wieder aufblühen zu einem neuen friedlichen Leben — —.



Militarismus als Treuzeuge.

Zeichnung von L. D. Bradley; aus „Der Weltkrieg und die Schweiz“.

Heimkehr.

Vier traute Wände. Kleinbürgerlich. Einer hier muß ein guter Schütze sein. Ein militärisches Diplom hängt über seinem Brustbild.

Eine schmale weiße weibliche Hand flicht frisches Eichenlaub zu einem Blätterrahmen und um einen zarten Schriftzug: „Willkommen!" Zitterig hingezeichnet, in freudig bebendem Erwarten. Jetzt preßt sie ungeduldig zum letzten Mal die Nadel durch das harte, widerspenstige Papier. Kleine Bajonett-Stiche, zähe, als stießen sie auf Knochen...

Herausgeputzt hat sich das Weibchen heute! Hochzeitlich! Aber die dummen Fältchen um den jungen Mund! Spuren der eisernen Küsse, die der kalte Kriegsgott aufgedrückt. Aber... Er wird alles wieder gut machen. Wird die Schatten und die Runzeln der Sorgen aus den Augen küssen, wenn er heute kommt. Auf Urlaub. Aus dem Schützengraben. Gesund und heil... Er — — mit dem Gattenlächeln, wie da oben im Bilde. Stolz wie ein Sieger. Aber wieder weich wie ein Bräutigam nach langem Feiern und Entbehren. So wird er sie in einer zweiten Hochzeitsnacht umschlingen, Brust an Brust... Das Weibchen, das er in den bösen Augusttagen so jäh verlassen. Gerade in den ersten Tagen kommender Mutterfreude... Das Wickelkind da hinten, das er mit leiblichem Auge nie gesehn. Lächelt es nicht? und hebt das Beinchen wie zum Willkomm in die Höhe...

Als „Vermißt" hatte sein Name vor Monaten plötzlich schwarz auf weiß in der Verlustliste gestanden. Sie hatte getrauert und geweint. Ebenso plötzlich kam als Auferstehungs-

engel die lichte Notiz: „Lebt. Wiedergefunden." Ein seliger Irrtum. Wieder zog sie das Schwarz aus. Lächelte wie eine Braut. Hüpfte wie ein Füllen. Und das Kind lallte...

Nur war er immer so bitterlich karg und kurz in seinen Feldpostkarten. Abgerissene Sätze. Verzerrte Schriftzüge. Lehmbeschmierte Grüße. Einmal ein Blutfleck, da, wo sie einen Kuß zu lesen glaubte... Nach dem Kinde — — keine Frage, aber Schnörkel und Kleckse und verstümmelte Buchstaben wie verstreute Tote und abgerissene Gliedmassen. So schrecklich, so seelenlos wie die „faulenden Kadaver" vor seinen Augen, wie er schrieb...

Aber es war doch von ihm! Und sie küßte die schmierigen Fetzen, die von seinen Fingern kamen. Küßte andachtsvoll, lang und innig, wie man das Abbild eines Gottes, eines Heiligen küßt. Oder eines Helden oder eines Geliebten. Und er war ja das alles!

Auch heute... wo sie den Willkomm-Gruß unter das Brustbild hängt, neigte sie sich zum trockenen Abglanz ihres Glückes ... da stapfen schwere Stiefel die Treppe hinauf. Jemand reißt die Türe auf, daß diese wie selbst zu Tode erschrocken in ihre Angeln zurückfällt. Ein fremdes bärtiges Gesicht... fremd — kalt starrt es herein. „Und hat die Sonn' auch noch so sein Antlitz verbrannt... Das Auge der Gattin hat ihn doch erkannt..." Sie fliegt an seine Brust. Weint sich aus. Am eisernen Kreuz ihre Träne als Perle glänzt... Da spießt ein falsches flackerndes Auge sie an. Wie auf Feindeslauer. Der starre Mund voll stummer Fragen... Eine heisere Lache. Ein Grinsen aus dunklen Höhlen als „Willkomm"gruß empor zum Bildnis. Eine grobe, zerhackte schwielige Hand fährt hin zum kahlgeschlagenen Haupte... es stöhnt: So war ich...! Und er sinkt schluchzend in den Stuhl. „So war ich...!"

Sie reißt ihn aus den Schmerzen des Träumens, das

schwer wie Bleitropfen niederrieselt. „Komm, schau mich an, das bist Du wieder, wirst Du mir wieder!“... Saugt mit heißem Munde den kalten Schweiß von seiner Stirn. Da packt er sie mit Gorillahänden, wirft sie ab wie ein stechendes Insekt, dann ein Sprung... katzenhaft... hin zur Wiege... ein höllischer Schrei... eine markerschütternde Lache...

Sie hebt das Würmchen zu ihm auf: „Sieh, Dein Kind...“

Er brüllt wie ein Stier. Schäumt wie ein Tier. Reißt das Seitengewehr empor...

„Du Dirne, verfluchte... das hab ich im Graben gesehen... das raubte mir die nächtliche Ruh... manchen erstach ich mit heimlichem Fluche für ihn, den Betrüger... nun auch Du... Du...“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Körper kollern hin. In stillem Lächeln sieht er blutige Fäden auf den Fliesen ziehen... zwei Leben... Zwei von so vielen... Hockt selbst daneben, wie am Boden aufgespießt. Das Auge giftgrün an den Willkomm-Gruß geheftet... Jener aber nickt ihm lächelnd herunter aus frischem Eichenlaub; jener Andere... jener Andere...

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Seite